

Harald Weilnböck

---

## Das Trauma muss dem Gedächtnis unverfügbar bleiben'

Trauma-Ontologie und anderer Miss-/Brauch von Traumakzepten  
in geisteswissenschaftlichen Diskursen

---

### I

Die Beziehung zwischen den Geisteswissenschaften und den psychologischen Forschungsbereichen ist seit jeher spannungsreich. Dies war bereits während der Siebzigerjahre der Fall, als die philologischen Disziplinen und insbesondere die Germanistik mitunter auch manches sozio- und psychologische Interesse entwickelten und dabei insbesondere die Freudsche Psychoanalyse konsultierten. Seither haben sich beide Fachbereiche erheblich verändert. Den philologischen Fächern scheint die Erinnerung an die psychoanalytischen – und bisweilen sozial-revolutionär intendierten – Theorie- und Methodenabenteuer einiger ihrer Repräsentant/innen von damals in nachhaltiger Weise peinlich geworden zu sein, weshalb im geisteswissenschaftlichen Mainstream mittlerweile die so genannte »Re-Philologisierung« Einzug gehalten hat (Erhart, 2004): weg von der theoretischen und interdisziplinären Ambition und zurück zu einer sozusagen reinen Philologie, die die formale Beschreibung und motiv- und ideengeschichtliche Verortung von Textkorpora nach Vorgehensweisen vollzieht, die sich nicht grundsätzlich von denen der Zeit bis zu den Sechzigerjahren unterscheiden.

Psychologie und Sozialwissenschaften hingegen konnten, soweit sich erstere nicht überwiegend biologisierte und zweitere nicht allein in quantitativer Statistik verblieb, die Tradition der rekonstruktiv-hermeneutischen Methoden für sich erschließen und durchaus bemerkenswerte Fortschritte in Verfahren und Erkenntnisgewinn erzielen, besonders in der Entwicklungspsychologie der frühen Kindheit, der Bindungstheorie, den relationalen, systemischen Ansätzen, der transgenerationalen und (familien-)biografischen Perspektive, wie auch in der Forschung über borderline und psychotische Phänomene, in der empirischen Psychotherapieforschung und insbesondere in der klinischen Psychotraumatologie, wie auch, in Hinsicht auf sozialpsychologische Belange, in der qualitativen Forschung insgesamt. Im Hinblick auf die psychodynamischen Aspekte dieser Gegenstandsbereiche ist es seither möglich geworden, weit über die Referenz auf Sigmund Freud hinauszugehen und somit auf einer von denkschulen-logischen Beeinträchtigungen zunehmend befreiten Grundlage zu arbeiten. Für die Zukunft stehen also in

diesen Feldern auch weiterhin neue und zielführende Erkenntnisse darüber in Aussicht, nach welchen Gesetzmäßigkeiten menschliche Interaktion und individuelle personale Entwicklung ablaufen und wie diese sich im sozio-kulturellen, medialen und ästhetischen Austausch auf gesellschaftlicher Ebene auswirken (Weilnböck, 2006 b, c).

Die Tatsache, dass diese beachtliche Entwicklung auf einen gemeinsamen Nenner der rekonstruktiv-hermeneutischen Verfahren gebracht werden kann, die mittels interpretativer Auswertungen von empirischem, narrativem Material arbeiten, stellt eigentlich eine viel versprechende Nähe zu den exegetischen Geisteswissenschaften her. Besieht man jedoch die philologischen Fächer, lässt sich erkennen, dass diese im Großen und Ganzen an den Entwicklungen in den sozio- und psychologischen Disziplinen weder Anteil haben noch auch nur wirklich von ihnen Notiz nehmen. Immerhin jedoch eine kleine Anzahl Fachvertreter/innen ist erkennbar, die einen bestimmten Gebrauch von einigen ausgewählten psychologischen Konzepten machen. Vor allem das Konzept des *Psychotraumas* erfährt seit einiger Zeit großen Zuspruch – mitunter auch bei solchen Philolog/innen, die ansonsten wenig disponiert scheinen, kulturelle Phänomene aus (sozial-)psychologischer Perspektive zu betrachten (z. B. Mülder-Bach [Hrsg.], 2000, Weilnböck, 2001).

Bei genauerer Prüfung wird jedoch deutlich: Dass *das Trauma* zu einer Art Schlagwort für eine kleine und heterogene Gruppe von Philolog/innen geworden ist, wäre heillos überschätzt, würde sie als Hoffnungszeichen eines ernsthaften interdisziplinären Bemühens um (sozial-)psychologisch und psycho-dynamisch versierte Kulturwissenschaften genommen. Bedauerlicher- und gleichzeitig auch tragischer Weise nämlich erweist sich dieses spezielle Interesse an *dem Trauma* als ein recht zwiespältiges Phänomen. Sind doch viele Auslegungen und Anwendungen des Begriffs nicht nur irreführend und widersprüchlich; vielmehr verkehren sie zentrale Aspekte von individuellen und gesellschaftlichen Dynamiken der seelischen Verletzung sowie ihre klinisch-therapeutischen Implikationen mitunter ins Gegenteil, so dass sich insgesamt abzeichnet: Hier wird in einer Weise über psychotraumatologische Gegenstände – und zumeist pathetisch nominalisiert über *das Trauma* – gesprochen, die den Status quo der Nichtkooperation zwischen den philologischen und den psychologischen Disziplinen langfristig eher weiter verfestigen als auflösen wird.

Ein Hauptgrund für diese systematischen, wenngleich eventuell weitgehend unbewusst erfolgenden Verzerrungen des klinischen Traumbegriffs (wie in der Vergangenheit so manch anderer interdisziplinärer, psychologischer Konzepte) scheint die Beharrungskraft des geisteswissenschaftlichen Gegenstands- und Methodenverständnisses zu sein. Man gewinnt nicht selten den Eindruck, als ob sich die Philologien zunächst

im Überschwang einer anfänglichen interdisziplinären Begeisterung, und manchmal wohl auch eines diskurspolitischen Zugzwangs, bestimmte psychologische Konzepte zueigen machten (Trauma, Gedächtnis, Narzissmus, Übertragung, Körper[bild] etc.), um dann jedoch die bestehenden philologischen Interpretations- und Verfahrensgewohnheiten, die durchweg rein textlogisch und nicht handlungstheoretisch verfasst sind, nur umso mehr zu untermauern, anstatt sie einer interdisziplinären Differenzierung und Öffnung zu unterziehen. Eine wirkliche, integrative Zusammenarbeit z. B. mit den (tiefen-)psychologischen Forschungsbereichen, die auch in die Exegese der großen Kunstwerke selbst eingreift und nicht nur bei philosophischer Metatheorie und hehrer Modellbildung verbleibt, ist im allgemeinen weder tatsächlich erwünscht, noch – und dies will ich im Folgenden versuchen, anschaulich zu machen – scheint sie derzeit überhaupt möglich zu sein.

Denn: Aufgrund der eigenwilligen philologischen Anverwandlungen des klinischen Psychotrauma-Konzepts ist eine Zusammenarbeit selbst beim besten Willen zum Scheitern verurteilt, wann immer der Versuch einer ernsthaften interdisziplinären Operationalisierung dieser Konzepte für eine konkrete Forschungsfrage unternommen wird. Genauer gesagt: kein/e klinische/r Psychotherapeut/in wird wirklich nachvollziehen und für ihre/seine Arbeit nutzbar machen können, was in den Philologien eigentlich gemeint ist, wenn von *dem Trauma* die Rede ist; und je genauer die Kliniker/innen sich mit diesen Diskursen auseinandersetzen, umso fremder und zeitweise gar unsinniger müssten sie ihnen erscheinen. Die Philolog/innen hingegen scheinen mir in diesen Zusammenhängen vielfach außerstande überhaupt nachzuvollziehen, inwiefern der behände Übertrag eines handlungslogischen Konzepts in einen weitgehend texttheoretisch verfahrenen Kontext ein konzeptionelles Problem darstellen soll, als ob der essentielle Unterschied zwischen beiden und der daraus entstehende Vermittlungsbedarf gar nicht gesehen würde.

Im Grunde nämlich scheinen hier zwei verschiedene Sprachen gesprochen zu werden. Dass dies jedoch kaum jemand zu bemerken und ansprechen zu wollen scheint, wird wohl auch damit zu tun haben, dass die deutschsprachigen Philologien überhaupt kaum mit Vertreter/innen der klinischen oder der empirischen Fächer ins Gespräch kommen. Und die Empiriker/innen aus den Handlungswissenschaften, die ja zunächst mit ihren eigenen Forschungsaufgaben zu tun haben, scheinen in den seltenen Momenten einer wechselseitigen Berührung von Forschungsambitionen nicht selten von zuviel bildungsbürgerlichem Respekt betroffen zu sein, um die akademischen Vertreter/innen von Ästhetik, Kunst, Kultur und Geschichte allzu schonungslos auf die brüchige Logik und fragwürdigen Implikationen ihrer oft genauso beeindruckenden

wie empirisch vagen Begriffsadaptionen hinzuweisen. Höflich und unsicher ob des so unterschiedlichen Forschergestus scheinen sie zu zögern, ihren Verständnisschwierigkeiten hinreichend Ausdruck zu verleihen, und sind umso mehr gefährdet, sich mit philosophischem Ungefähr beschwichtigen zu lassen.

## II

Stellen wir uns einen jungen Psychotraumatologen vor, der sich kundig und engagiert in seinem klinischen Arbeitsfeld bewegt und von seinem Naturell her eine aufgeschlossene und gutmütige Person ist. Sein Name sei Dr. Gutherz. Stellen wir uns weiterhin vor, Dr. Gutherz wäre während seiner klinischen Ausbildung und der Arbeit in der psychotraumatologischen Therapie aufgefallen, dass nicht wenige Bücher zu seinem Thema aus dem Bereich der Geistes- und Literaturwissenschaften stammen. Und da er auch an kulturellen und ästhetischen Themen sehr interessiert und selbst ein eifriger Leser von belletristischer Literatur ist, beschließt Dr. Gutherz also, einige dieser Publikationen näher anzusehen. Zuerst fällt ihm ein Buch in die Hände, das den Titel *Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster* trägt (Bronfen et al., Hrsg., 1999). Schon die Buchgestaltung findet Dr. Gutherz sehr ansprechend. Das Cover zeigt ein Modell des Jüdischen Museums in Berlin von Daniel Libeskind, dessen Zick-Zack-Form die Shoah symbolisieren will – das mutmaßlich größte historische Gewalt- und Trauma-Ereignis in der westlichen Geschichte. In diesem Buch findet Dr. Gutherz einen Artikel des Literaturwissenschaftlers Manfred Weinberg, der in den späten Neunzigerjahren auch Sprecher des von der DFG finanzierten Sonderforschungsbereichs *Literatur und Anthropologie* an der Universität Konstanz war.

Nach einem kurzen Gespräch, das Dr. Gutherz mit einem befreundeten Geisteswissenschaftler geführt und in dem er sich versichert hat, dass die Literatur-Anthropologie ein neuer, hoffnungsvoller Zweig der Literaturwissenschaften ist, beschließt er, diesen Artikel zu lesen. Auch ist, so denkt Dr. Gutherz, bereits die erste Seite sehr viel versprechend, da sie eine Definition des klinischen Psychotrauma-Begriffes enthält, der er gänzlich zustimmen kann. Gleichzeitig jedoch stellt sich für ihn bereits hier auch eine erste Überraschung ein. Denn im Anschluss an diese psychologische Definition betont der Autor Weinberg unmissverständlich, dass ihn genau diese klinischen Aspekte des Leidens an und des Heilens von seelischen Verletzungen bei seiner Beschäftigung mit dem Trauma ausdrücklich nicht interessieren (Weinberg, 1999, S. 173).

Welch erfrischend unorthodoxe Herangehensweise, denkt Dr. Gutherz. Ist er doch unkonventionellen, avantgardistischen und poetischen

Sichtweisen grundsätzlich sehr zugetan. Und musste er doch dergleichen in seiner eher bodenständigen klinischen Arbeit oft genug bitterlich vermissen. Deshalb hofft Dr. Guthertz hier, dass er bei diesem philosophischen Zugang besondere Einsichten über psychische Traumata und ihre Therapie erhalten wird, die einem Kliniker ansonsten nur schwerlich zugänglich sind. Für einen flüchtigen Moment freilich wundert er sich darüber, wie jemand, der sich intensiv mit dem Thema Psycho-trauma auseinandersetzt, so gar kein Interesse an den klinisch-therapeutischen Aspekten des Leidens und Heilens haben kann und wo dessen Interesse dann eigentlich liegen mag. Neugierig und fasziniert wie er ist, stellt Dr. Guthertz dergleichen Fragen jedoch hintan und ist gespannt, in dem vorliegenden Artikel zu lesen.

Gewiss: Das Weiterlesen fällt ihm anfangs keineswegs leicht. Denn Dr. Guthertz stößt auf mancherlei komplexe philosophische Gedanken über Fragen der ›Wahrheit‹ und ›Angemessenheit von symbolischer Re-präsentation‹, über das Wesen des Gedächtnisses, über ›Trauma und Geschichte‹ und Historismus sowie über ›Trauma und Literatur‹. Ferner finden sich Bezüge zu den Stichworten Monotheismus und Urszene; und auch wenn diese Begriffe Dr. Guthertz dank seiner sporadischen Freud-Lektüre vage vertraut sind, ist die Lektüre eine Herausforderung, denn Weinberg schien sogar *drei* Formen von Ur-Szenen konzipieren zu wollen, die sich jeweils auf griechische Mythen beziehen. Im Unterkapitel »Trauma und Gespenst« (Weinberg, 1999, S.181ff.) wird dann in weiterhin recht anspruchsvoller und komplexer Weise der Philosoph Jacques Derrida zitiert, und zwar mit Gedanken über Phantome und Geister und darüber, wie diese die historische Zeit außer Kraft setzten.

Vom Dargebotenen stark beansprucht und auch etwas verwirrt, findet Dr. Guthertz die Lektüre dennoch faszinierend, wenngleich Weinberg wiederholt apodiktische Feststellungen formuliert, ohne sich der Mühe zu unterziehen, diese durch weitere Argumentation oder gar Verweise auf empirische Befunde zu Psychotraumatik zu fundieren – denn er ist ja, wie gesagt, an diesen Aspekten ausdrücklich nicht interessiert. Bisweilen sind diese apodiktischen Aussagen immerhin knapp und prägnant gehalten, z. B. wenn Weinberg anführt: »Kürzer gesagt: Das Trauma ist die unverfügbare Wahrheit des Erinnerns« (ebd., S. 204). Doch häufiger handelt es sich um sehr komplexe, gewundene und teilweise sogar rätselhaft gedankliche Figuren. Über Hesiod und Platon, aber wohl auch über das Erinnern an und für sich, heißt es z. B.: »Die unterstellte Wahrheitsfähigkeit menschlichen Erinnerns hängt dabei nicht nur jeweils daran, dass die ursprüngliche Göttlichkeit der Wahrheit, ihre Unverfügbarkeit für den Menschen, vergessen (gemacht) wird, sondern dass dieses Vergessen seinerseits in Vergessenheit gerät« (S. 203).

Im Grunde jedoch ist Dr. Guthertz solchen Aussagen sehr zugetan;

schon der Sprachklang, die Rhythmik ihrer Begriffsentwicklung und ihre zuweilen beinahe poetische Dichte sprechen ihn unmittelbar an. Freilich findet er sich nach dem ersten Genuss oft eifrig, aber einigermaßen hilflos darum bemüht, den Kontext abzusuchen, fragend, was mit den jeweils so ansprechend klingenden Einlassungen eigentlich genau gemeint sein soll. So z. B. schließt Weinberg das Kapitel gleich nach dem oben zitierten Statement mit einem zeitlose Gültigkeit heischenden »Diktum« Friedrich Kittlers: »Im Vergessen des Wortes Vergessen fallen Geäußertes und Äußerung zusammen. Der Taumel dieses Zusammenfalls ist die Wahrheit« (S. 203f.). Und zu seiner Freude vermag Dr. Gutherz tatsächlich ein wenig von diesem Taumel nachzuempfinden. Kaum jedoch ist jener »Taumel« ein wenig abgeklungen, wird ihm deutlich, dass überhaupt nicht abzusehen ist, was Kittler und Weinberg hier eigentlich meinen und wie diese Feststellung über Vergessen und Wahrheit mit Dr. Gutherz eigenen klinischen Erfahrungen in Austausch zu bringen wäre.

Aufgrund dieser Beschwerlichkeiten des Lesens und Verstehens entschließt sich Dr. Gutherz, direkt zur Zusammenfassung am Ende des Aufsatzes vorzublättern (S. 204ff.). Dort findet er weitere Bezüge zu Derrida, insbesondere zu dessen Konzepten von »Archiv«, »Krypta«, »Gedächtnis« sowie zum »Risiko des Vergessens« und »Unfug« des Codes«. Auf dem rhetorischen Gipfelpunkt dieser Zusammenfassung stößt Dr. Gutherz dann auf einige, mit großem Pathos vorgetragene Sätze, deren einer lautet: »Das Trauma ist dem Gedächtnis immer schon eingeschrieben« als dessen »andauernde Implikation« (S. 205f.). Wiederum ist Dr. Gutherz nicht nur verwirrt, sondern auch fasziniert, hat er doch dergleichen noch nie gehört; und er liest weiter: »[...] doch muss es (das Trauma) gerade deshalb (dem Gedächtnis) unverfügbar bleiben«, eine Unverfügbarkeit, die für Weinberg offensichtlich keinerlei Problem darzustellen scheint – im Gegenteil, was Dr. Gutherz insofern nachvollziehen kann, da Weinberg ja, wie gesagt, »Trauma« mit »Wahrheit« gleichsetzt (nämlich der »unverfügbaren Wahrheit des Erinnerns«; S. 204) und er an Fragen von psychischer Störung und Therapie »nicht interessiert« ist.

Bei aller Faszination findet Dr. Gutherz das Gelesene aber auch einigermaßen rätselhaft. Aus seiner täglichen Therapiearbeit mit Trauma-Patienten weiß er, dass diese mitunter große Schwierigkeiten haben, ihre traumatische Erfahrung mental zu begreifen und über sie erinnernd zu »verfügen«, aber ebenso, dass ein gewisses Ausmaß von Zugang zu und Auseinandersetzung mit der ursprünglichen Trauma-Erfahrung für eine erfolgreiche therapeutische Linderung der Folgewirkungen unabdingbar ist. Warum also sollte eine Trauma-Erfahrung prinzipiell »unverfügbar« bleiben? Und warum sollte andererseits Traumatisches per se bereits automatisch in das Gedächtnis jedes Menschen eingeschrieben sein?

Dies widerspricht Dr. Gutherzens praktischer Erfahrung, welche keinen Zweifel daran lässt, dass die *conditio humana* des Menschen – grundsätzlich und philosophisch gesehen – zwar eine große Herausforderung darstellt, dass aber dennoch beileibe nicht jeder Mensch (in klinischem Sinne) traumatisiert ist. Im Grunde trifft dies selbst bei extremen Ereignissen nur auf vergleichsweise wenige Personen zu, und um deren Selbst- und Weltbezug ist es dann auch deutlich anders bestellt, als bei nicht-traumatisierten Menschen.

Umso gespannter ist Dr. Gutherz, worauf dieser Aufsatz wohl hinauslaufen mag. Weiterlesend begegnet er den Aussagen, dass nur »das im Trauma Vergessene« auch das »adäquat Bewahrte« wäre und dass »es nicht darum gehen kann [...] es erinnern zu wollen« (S. 205f.). Dr. Gutherz zögert kurz, weil die klinische Forschung einhellig davon ausgeht, dass ein Psychotrauma per definitionem von der betroffenen Person weder ganz vergessen noch wirklich mental bearbeitet werden kann; deshalb ist er außerstande sich vorzustellen, inwiefern etwas Vergessenes gleichzeitig »adäquat bewahrt« und dennoch ein Psychotrauma sein kann. Ferner wundert sich Dr. Gutherz neuerlich, warum das Erinnern und Verbalisieren von traumatischer Erfahrung grundsätzlich unangemessen sein soll. Auch wird – ausgerechnet auf den letzten Zeilen des Textes – die Forderung angefügt, dass »in der Philosophie und in der Geschichtsschreibung die traumatische Rückseite jeden Erinnerns vergessen (gemacht) werden muss« (S. 206), worauf sich Dr. Gutherz ebenfalls keinen rechten Reim zu machen weiß. Denn seiner Überzeugung nach sollte (Zeit-)Geschichte im Gegenteil aufzudecken helfen, was für die Menschen traumatisch war und wie es als solches weiterhin nachwirkt bzw. gelindert werden kann. Allerdings – dies fiel ihm hier plötzlich ein – hatte er durchaus schon manches Mal zuvor erleben müssen, dass sein simpler, in der Tradition der Aufklärung stehender Geschichtsbegriff bei Vertreter/innen der Philologien keineswegs selbstverständlich konsensfähig war, mehr noch: dass er manchmal sogar etwas herablassend – sozusagen als Habermas'sche Naivität – belächelt wurde.

Dies macht Dr. Gutherz zwar etwas ratlos; nichtsdestoweniger jedoch empfindet er dergleichen philosophische Kontemplationen immer noch auch als erfrischend – erfrischend paradox eben. Als er freilich den Satz liest, der sich an die Forderung, man solle das Trauma »unverfügbar« halten, unmittelbar anschließt, kommt ein leises Gefühl schauerlicher Furcht in ihm auf. Denn der Satz besagt: Wer immer jener Unverfügbarkeits-Mahnung nicht Folge leistet und stattdessen die Erinnerung des – »adäquat bewahrten« – Vergessenen betreibt, gibt das Trauma »der inadäquaten (sic) Repräsentation bewussten Erinnerns« preis und begeht somit eine »Exkorporation des Traumas« (S. 205f.). Dr. Gutherz ist einen Moment lang völlig konsterniert. Hat er sich, als professionel-

ler Erinnerungsarbeiter, etwa schuldig gemacht? Und da er in keinem seiner nervös konsultierten Wörterbücher Aufschluss über die Bedeutung von »Exkorporation« finden kann, gehen ihm unablässig beunruhigende Assoziationen von Exhumierung, Tötung, Erbrechen etc. durch den Kopf, was seine Beklemmung nicht geringer macht. Ganz deutlich nämlich spürt Dr. Gutherz, dass ihm auf subtile Weise gedroht wird, ohne dass dies jedoch offen ausgesprochen würde, und eventuell sogar, ohne dass man sich dessen gänzlich bewusst war (– aber sicherlich ohne Bewusstsein davon, dass, indem solchermaßen suggestiv Furcht eingeflößt wird, sich gleichzeitig auch eine frühere, bewusstseinsferne Erfahrung der Bedrohung und Furcht reinszenieren mag).

Tatsächlich vermittelt diese Passage Dr. Gutherz das Gefühl, als Kliniker permanent Blasphemie zu begehen. Besteht doch seine tägliche Arbeit in nichts anderem, als durchlebte Erfahrungen in »Repräsentationen [des] bewussten Erinnerns« umzuwandeln – zumindest bei einem bedeutenden Teil seiner Patienten. Dr. Gutherz hilft, das zu erinnern, was »das Vergessene im Trauma« ist und – seiner Meinung nach – eben keineswegs »adäquat bewahrt«, sondern vielmehr sehr inadäquat und störend präsent ist und sich deshalb bei den Betroffenen in symptomatischen Formen des seelischen Leidens niederschlägt. Dabei hatte Dr. Gutherz eigentlich immer ein gutes Gefühl zu seiner Arbeit gehabt und war überzeugt, dass sie dazu beiträgt, das Leben der Menschen wieder erfreulicher und weniger belastet zu gestalten und dadurch die destruktiven Interaktions-Muster letztlich auch auf gesellschaftlicher Ebene zu reduzieren. Jetzt aber fühlt er sich wie jemand, der anderer Leute Heiligtum befleckt oder der, wie Orpheus in der Unterwelt, es wagt, sich umzusehen und damit den Tod Euridikes verursacht (Weilnböck, 2006a, Hirsch, 2004, S.105f.).

Nach einiger Zeit aber gelingt es Dr. Gutherz, die Gefühle von Furcht und Schuld wieder abzustreifen und sie retrospektiv etwas genauer in ihrer interaktionalen Logik zu betrachten. Dabei wird ihm klar, dass das durch die Lektüre induzierte Gefühl des Bedroht-Werdens genau derjenigen Empfindung entspricht, die einige seiner Patient/innen in den Therapie-Sitzungen auf ihn übertragen, um sich projektiv zu entlasten und somit ihrer eigenen Konfrontation mit der traumatischen Erfahrung und dem darin Vergessenen auszuweichen. Denn auch dort fühlt sich Dr. Gutherz manchmal ganz gegenstands- und namenlos bedroht, weiß inzwischen aber, dass dies seinen guten therapeutischen Sinn hat. Könnte es sein, fragt sich Dr. Gutherz, dass Weinberg und andere geisteswissenschaftliche Autor/innen indirekt von diesen interaktionalen Übertragungsdynamiken handeln und sie auch textuell ausagieren, ohne dies im geringsten zu bemerken – oder auch bemerken zu wollen, sind sie doch an dergleichen therapeutisch relevanten Aspekten ausdrücklich



»nicht interessiert«.

Hier nun beginnt Dr. Gutherzens Faszination über diese Art des philosophischen Diskurses neuerlich aufzuflammen – wiewohl sie diesmal eine ausgesprochen analytische Faszination ist, die ihn deshalb weniger zwiespältig anmutet. Umso leichter fällt es Dr. Gutherz nun auch, sein Erstaunen über die »Unverfügbarkeits«-Mahnung und über jenen letzten Satz des Textes – «in der Philosophie und in der Geschichtsschreibung [muss] die traumatische Rückseite jeden Erinnerns vergessen (gemacht) werden« (Weinberg, 1999, S. 206) – weiterhin zurückzustellen und sich beherzt auf dessen zweite Hälfte einzulassen, die konstatiert, dass sich literarische Texte, im Gegensatz zu historischen und philosophischen, »auf das Zusammenspiel von Trauma und Erinnerung einlassen [können]«, weil dies ihr »Strukturprinzip« sei (ebd.). Denn Dr. Gutherz ist selbst ein großer Liebhaber von Literatur, und wiewohl er sich von dieser ganz unvermittelt auftauchenden Hommage an Kunst und Literatur auch etwas überrascht und eigentümlich suggestiv verführt fühlt, diesem ungleich angenehmeren Gefühl wenigstens wollte er zum Ende dieses Artikels dann doch ganz un-analytisch nachgeben.

Da Dr. Gutherz das Lesen von Weinbergs Artikel also insgesamt als eine recht facettenreiche Erfahrung empfunden hat, beschließt er, sich einem anderen Beitrag dieses Bandes zuzuwenden, der sich mit Freud, seinem Dora-Fall, dem post-Lacanschen Hysteriebegriff Anne Juranvilles und Hitchcocks Film *Marnie* beschäftigt. Hier nimmt Dr. Gutherz sofort erfreut wahr, dass die Filmwissenschaftlerin Elisabeth Bronfen den klinischen Aspekten des seelischen Leidens an Trauma und Hysterie wesentlich näher ist als Weinberg, wiewohl sie zuweilen ihr großes Interesse weniger daran, »ob Marnie traumatisiert sei oder nicht«, als an Hitchcocks subversivem Umgang mit Freuds »Meistererzählung über heterosexuelles Begehren« unterstreicht (1999, S. 164). Aber Bronfen weiß die klinischen Symptome zu benennen und stellt die von Hitchcock trefflich inszenierten Phänomene von »Bewusstseinsverlust«, »tranceartigen Zuständen«, »Körpererstarrung«, und »Halluzination« in einen psychotraumatologischen Kontext. Auch Bronfens Freud-Kritik kann Gutherz im Grunde nur zustimmen, hat sich doch Freuds Insistieren auf einer »sexuellen Ätiologie« der Hysterie, auf dem »Familienroman« der glücklichen Ehestiftung und dem »Theorieroman des Ödipuskonflikts«, der im Falle Doras unter anderem »das Begehren für den weiblichen Körper« übersah, mittlerweile gründlich erledigt (ebd., S. 153). Und somit setzt Bronfen mit Hitchcock und gegen Freud die frühen, prä-ödipalen Beziehungstraumata in ihr Recht, für die der Begründer der Psychoanalyse so wenig Sinn hatte – jedenfalls weniger als Hitchcock.

Umso verblüffender fand Dr. Gutherz, wie sehr auch hier immer

wieder ontologisierende, erlebens-abstrakte – und dabei auch schlichtweg verwirrende – Wendungen den sprachlichen Gestus und die Gedankenführung prägten: Mit Lucien Israel wird Trauma und Hysterie nicht so sehr als Reaktion auf erlebte Gewalt denn als ein Versuch gesehen, »die Botschaft der Fehlbarkeit der symbolischen Gesetze wie auch des Subjekts zu verkünden« (ebd.). Und wo Bronfen von einem »traumatischen Kern« spricht, heißt es, dass er »am Nabel aller Identitätssysteme« liegt. Dabei sei die Hysterie als »Repräsentationsstrategie« »gegen und mit der Urverdrängung«, »mit und gleichzeitig jenseits des Phallus« wirksam, und die »Verdrängung« hänge auch mit der »Phantasiearbeit« und »Symptombildung« zusammen (Bronfen, 1999, S. 149, 165). Ferner würde Trauma als »eine grundsätzliche und unumgängliche Enteignung« begriffen (S. 170), jedoch mit Slavoj Žižek wiederum auch als das, »was uns in Bewegung hält, was uns vorantreibt«.

Die begriffliche Überfülle und insbesondere die diffuse Kombination von »Unumgänglich[keit]« und produktivem »[A]ntrieb« findet Dr. Gutherz verwirrend. Während Bronfen doch sehr trefflich nachvollzieht, dass Hitchcocks Marnie infolge einer spezifischen Beziehung zu ihrer allein erziehenden Mutter und deren Vorgeschichte und Lebensumständen psycho-sozial schwer beeinträchtigt ist – weil nämlich die Tochter »im Liebesleben der Mutter nur eine supplementäre Stelle einnimmt« und »als Ersatz fungiert« (S. 169) –, wird gleichzeitig eine Trauma-Ontologie vom »grundlegenden« und »unumgänglichen« »Mangel« eingeflochten; und diese mutet Dr. Gutherz angesichts des konkreten menschlichen Schicksals Marnies und seiner beeindruckenden filmischen Darstellung als gänzlich unangemessen an. Auch ist diese Ontologie, so will es Gutherz scheinen, dazu angetan, alles Kreative, Freudvolle und Genussreiche des Menschen, seinen »Ursprung des Begehrens« und der »Phantasiearbeit«, immer unfehlbar mit »Angst« und mit einem existenziell bedingten »Zustand des Beraubtworden-Seins« zu verbinden. Denn in der »Bildsprache des Films« bleibend, stellt Bronfen abschließend und letztgültig fest: »Der Tresor, an dem man die Zuversicht der eigenen Unversehrtheit, Unfehlbarkeit und Unverwundbarkeit festmachen möchte, ist immer schon ausgeraubt« – und dies empfindet Dr. Gutherz als eine sonderbar abstrakte und essentialistische Antwort angesichts einer individuellen Biografie wie der Marnies (oder Doras), als ein Resümee, das doch im Grunde der beklagten hermeneutische Eigenwilligkeit Freuds kaum nachsteht, und bei dem sich, wie bei Freud, nur im Verfahren anders, jeglicher genauere Blick auf ein empirisches Trauma erübrigt – verliert doch, wo »immer schon (alles) ausgeraubt« ist, jeder einzelne Raubüberfall an Profil und Bedeutung.

Zudem: Wie um diese ontologisierende Emphase des »grundlegenden« und »unumgänglichen« »Mangels« auszugleichen, wird dieser dann

durch eine Aura des Geheimwissens und exquisiten Genusses aufgeladen, die Dr. Gutherz, er wusste zuerst selbst nicht genau warum, intuitiv auch als aggressive Besetzung wahrnahm. Dass nämlich Freuds »Familienroman glücklicher genitaler Sexualität« die psychodynamische Komplexität von Marnies (oder Doras) schwierigem, tiefer liegendem Beziehungs-trauma nicht angemessen erfasst, dem kann Gutherz nur beipflichten; dass er jedoch auch »ein Genießen [...] verdeckt«, zumal ein »Genießen dessen, was ich ein traumatisches Wissen nennen möchte«, und eines, das neben dem »Vergreifen am väterlichen Gesetz« – auch »Selbstverschwendung«, »Auflösung des Selbst« und »multiple Selbstentwürfe« mit einschließt (S. 149, 156), mutet Dr. Gutherz befremdlich an. »Trauma« und »Genießen«, eine eigentümliche Kombination – wie auch immer man dieses »Genießen«, das Bronfen nicht weiter expliziert, hier im Einzelnen verstanden wissen möchte.

Was Gutherz dabei besonders beunruhigt, ist die latente Auratisierung von psychischem Leiden – womit ja indirekt immer auch eine latente Auratisierung von mentaler Verletzung, mithin Gewalt verbunden ist, ja mehr noch: die latente Erotisierung solcher Gewalt, wenn sie sich dann als ein exquisites »Genießen« von »Selbstverschwendung«, »Auflösung«, aber auch ein »Sich-Vergreifen« am anderen niederschlägt, eine Befindlichkeit, mit der sich Hysterie und borderline Zustände wohl trefflich nachempfinden, aber nicht angemessen theoretisch begreifen lassen. Zudem fühlt sich Dr. Gutherz von Bronfens Text in seltsamer Suggestivität dazu animiert, mit jenem »Genießen« und »Sich-Vergreifen« zu sympathisieren, geht es doch Bronfen ausdrücklich nicht nur darum, die Inszenierung »eines Fallbeispiels der Hysterie« aufzuzeigen, sondern den Film »als ein hysterisches Vergreifen an einer Meistererzählung zu deuten« (S. 155). Als ob Weinbergs rigider Insistenz auf dem »adäquat Bewahrten«, Unsagbaren und Unantastbaren ein sprudelnder – und auch übergriffiger – Un-Gewahrsam an die Seite gestellt werden sollte, der der genussreichen Selbstauflösung, dem Verschwinden – auch von »Wissen« – und dem Sich-Vergreifen huldigt.

Hier aber fand Dr. Gutherz dann doch die empirischen Aspekte von Gewalt und Selbstzerstörung, die einem solchen »genießen[den] traumatischen Wissen« seiner Erfahrung nach unfraglich inhärent sind und sich mit einem »Genießen« im umgangssprachlichen Sinne von nachhaltiger Freude und menschlichem Glück kaum vereinen lassen, nicht hinreichend ernst genommen. Und Dr. Gutherz bestand hier darauf, gerade auch die umgangssprachlichen Bedeutungen und Konnotationen wie auch die konzeptuellen Suggestionen mit einzubeziehen, zumal Bronfen ihren Begriff weder expliziert, noch wenigstens als Theoriezitat kenntlich macht, sondern einfach als bekannt und verbindlich vorauszusetzen scheint. Zu zwiespältig sind Dr. Gutherzens Erfahrungen aus

frühen Studententagen verlaufen, in denen er sich in die Gefilde von durch Heidegger geprägten Autor/innen begeben hat und dort ständig mit strengem Blick darauf verwiesen wurde, er habe bestimmte Theorie-ressourcen und Gedankengebäude einfach noch nicht gründlich genug verstanden und könne deshalb nicht begreifen, warum seine Einwände zu bestimmten Texten und Diskursen nicht stichhaltig seien. Und schon damals waren es gewaltförmige Dynamiken der Übergriffigkeit, die er, wenn sie einzig im semantischen Feld von Genuss, Ekstase und heroischer Widerständigkeit gefasst werden, bei weitem unterschätzt fand.

Sonderbar übertrieben hingegen schien ihm der Gewaltaspekt in anderen Passagen von Bronfens Aufsatz; z.B. wenn es heißt, Hitchcock habe Marnies »Bewegung zur heterosexuellen Paarbildung« als einen »Akt der Gewalt und Beschneidung« dargestellt (S. 163), was Gutherz so nicht unterschreiben würde. Auch die Aussage, dass die Männer (Freud bzw. im Film Mark), die – sicherlich tollpatschig, eventuell eigensüchtig und, was Mark anbetrifft, offensichtlich auch selbst in einem tranceartigen, gefährlichen Wiederholungsgagieren befangen – immerhin um Hilfestellung, Klärung und Linderung bemüht sind, Marnie »gewaltsam in die unter der Schirmherrschaft des Phallus stehende bürgerliche Ehe einfügen« wollen, findet Dr. Gutherz ideologisch überspitzt, auch sachlich unrichtig und vor allem der Sensibilität der filmischen Inszenierung unangemessen. Mehr noch: In einem lakonisch angefügten Nebensatz spricht Bronfen dann von der »Vergewaltigung während der Hochzeitsreise« (S. 160), wovon so nun wirklich nicht die Rede sein kann, wie Dr. Gutherz findet, nachdem er sich den Film genau angesehen hatte. Sogar in jedem übertragenen Sinn scheint ihm »Vergewaltigung« für die aufmerksam inszenierten Vorgänge zwischen Marnie und Mark keine sehr günstige Metapher zu sein. Sicherlich: Für einen kurzen, zornigen Moment verliert Mark die Kontrolle, findet sie aber gleich wieder. Die Folgen sind freilich dennoch dramatisch und können nur gerade eben noch eingeholt werden. Jedoch: Der »Tatbestand« einer »Vergewaltigung« (S. 156 bzw. 158) liegt nicht vor, und es kann kaum als hilfreich gelten, auch nur metaphorisch von einer zu sprechen.

Vielmehr scheint Bronfen hier damit zu beginnen, sich ihrerseits an Hitchcocks Film zu »vergreifen«, während sie doch dessen »Vergreifen an einer Meistererzählung (Freuds) zu deuten« sich vorsetzte, das sie als Modus der Greifens jedenfalls sehr zu schätzen scheint, wie auch Marnies »Vergreifen am väterlichen Gesetz« der »glücklichen genitalen Sexualität« (S. 155f.). Und Bronfen vergreift sich, so will es Gutherz scheinen, auch mit Lust bzw. mit einem »Genießen«, zumal sie in diesem »letzten ›großen‹ Film Hitchcocks [...] eine Auslotung der unterdrückten weiblichen Stimme« vermutet (S. 151). Wo aber gehobelt wird, fallen auch Späne, denkt Gutherz. Denn was er für gleichermaßen eigenwillig hält,

wie die Feststellung einer »Vergewaltigung«, ist die Schlussfolgerung, Hitchcocks Film handle davon, dass »eine anfänglich durchaus selbstständige und unabhängige Frau am Ende hilflos und infantilisiert ist, entmächtigt nicht nur durch das von ihren Eltern geerbte traumatische Wissen, sondern auch von der gewaltsamen Insistenz ihres Gatten, sie möge sich der heterosexuellen weiblichen Position« und der »Annahme des Phallus« unterwerfen (S. 158).

Man muss wahrlich kein Psychotherapeut sein, denkt Dr. Gutherz, um fragwürdig – ja beinahe zynisch – zu finden, wenn angesichts einer von Hitchcock so präzise gezeichneten, hoch delinquenten und selbstgefährdenden Figur wie Marnie von einer »durchaus selbstständigen und unabhängigen Frau« zu sprechen. Auch rechtfertigt der Film keineswegs, davon auszugehen, Mark wolle Marnie der »heterosexuellen weiblichen Position« unterwerfen. Und die von Bronfen zurecht geschätzte Schläue und Sensibilität Hitchcocks würde sich wohl kaum mit einer so komplexitätsreduzierten Intention begnügen (S. 160). Ganz offensichtlich nämlich ist die von Mark forcierte Heirat lediglich Mittel zum Zweck einer allerdings noch genauer zu klärenden Strategie Marks, die aber jedenfalls wenig mit der Durchsetzung konventioneller Geschlechterverständnisse und sexueller Interessen zu tun hat. Vielmehr ist diese Figur intuitiv – und auch im Wiederholungszwang – einem tief greifenden Beziehungstrauma auf der Spur, mit dem sie wohl auch selbst in ihrer Frühbiografie einige Bekanntschaft gemacht haben muss, worauf Hitchcock ja auch einige Hinweise gibt. Umso weniger auch fühlt sich Dr. Gutherz veranlasst, Mark vorzuhalten, er habe »außer Acht [gelassen]«, dass Marnies »Begehren möglicherweise ganz einfach auf andere Körper als seinen männlichen gerichtet sein könnte« (S. 163f.). Auch hier, denkt Gutherz, »vergreift« sich Bronfen an dem Film bzw. an der Figur Mark, denn rein gar nichts in diesem filigranen Film scheint ihm einen Hinweis darauf zu geben, dass sich Marnie – dies will hier wohl gemeint sein – sexuell zu Frauen hingezogen fühlt. Und auch die Unterstellung, Marnie empfinde »Ekel vor dem männlichen Körper« (S. 157) und nicht nur Angst vor Berührungen durch Männer, scheint kaum belegbar.

Insgesamt gewann Dr. Gutherz zunehmend den Eindruck, dass Bronfens so emphatischer Trauma-Aufsatz letztlich von einer ganz unklaren Haltung zu Fragen des »Vergreifens« und der Gewalt beherrscht ist. Eine systematische Unschärfe in der Differenz zwischen Gewalt/ »Trauma« und dessen noch zu benennendem Gegenteil, oder in provisorischer Formulierung: zwischen Gewalt und »Genießen«, scheint zu bestehen, und dies führt letztlich dahin, dass gewisse Aspekte von Leiden, Gewalt, »Vergreifen« etc. zu einem »genießen[den]« »traumatischen Wissen« stilisiert werden – und sich Hysterie quasi sozial-revolutionär

verklärt. In psychodynamischer Hinsicht ist dies Dr. Gutherz auch durchaus einsichtig, sobald er bedenkt, dass das ontologische Schwergewicht, das hier zunächst dem »Mangel«, dem »Trauma«, der »Fehlbarkeit«, dem existenziellen »Versehrt-Sein« etc. beigemessen wird, nolens volens immer auch der Gewalt und dem »Vergreifen« zufallen muss. Denn wer auch immer und aus welchen Gründen auch immer sich hinreißen lässt, einen Schwerpunkt der intellektuellen Anstrengung auf die Kontemplation von existenziellem »Mangel« und »Versehrt-Sein« zu setzen und diese dann auch zu ontologisieren und zu romantisieren, wird stets große Mühe haben, eine verlässliche Grenze gegenüber all demjenigen in der Welt und den Gedanken zu ziehen, was aktiv damit befasst ist, menschliches Leben gewaltsam zu »versehren«. Und was den Akt von Bronfens hermeneutischem Zugriff angeht, will es Dr. Gutherz scheinen, dass sie die Hauptfiguren in eine unversöhnliche Spaltung zu führen trachtet und eine kämpferische Mann-Frau-Dissoziation einzurichten sucht. Und dies findet er bedauerlich, da es sich doch im Grunde um zwei von ihren gegengeschlechtlichen Elternteilen verlassenen Kinder handelt, die in vielem zunächst auf der Geschwisterebene agieren und jedenfalls das beste aus dem »Mangel« zu machen sich bemühen – und eigentlich schon von Hitchcocks alliterierender Namensgebung als Mar-nie und Mar-k einander assoziiert werden.

Von der Ontologisierung von Mangel, Trauma und Versehrt-Sein zur Euphorisierung des »genießen[den]« »Vergreifens« – also zum reaktiven Ausagieren von Traumatik in Form von neuerlich perpetuierter Gewalt – ist es, psychodynamisch betrachtet, lediglich ein kleiner Schritt, an dessen Ziel letztlich eine Lizenz zum »Sich-Vergreifen« steht. Und dieser Schritt mag umso unbedarfter und unmerklicher gegangen werden, wo dem zugrunde liegenden Gedankengebäude jegliches Komplementärkonzept zu Verletzung und Trauma mangelt und also kein Konzept der therapeutischen Linderung oder des Wiedererreichens von nachhaltiger Lebensfreude existiert. Nicht nur Weinbergs, sondern auch Bronfens Aufsatz jedoch scheint Dr. Gutherz einem solchen, im wörtlichen Sinne heillosen Gedankengebäude aufzuruhen, denn ein unmissverständliches Konzept von Therapeutik, ohne das doch gerade ein Film wie Marnie gar nicht angemessen dargestellt werden kann, ist dort nicht enthalten. Man könnte lediglich die bei Bronfen rekurrente Semantik des »Genießens«, mitunter der Ekstase und des unbändigen widerständige Eifers dafür nehmen wollen, zumindest wenn man sich auf den gleichwohl naiven Standpunkt stellt, dass, wo wie auch immer genossen wird, jedenfalls keine akute psychotraumatische Angst mehr vorliegen kann.

Dr. Gutherz freilich weiß es besser. Es ist in den von Bronfen dargestellten Sachverhalten nichts Freudvolles zu finden, jedenfalls nichts,

was von Schadenfreude oder *Manie* hinreichend unberührt wäre, dass man es als Orientierungsdimension für therapeutisches Geschehen gelten lassen könnte. Bei dem Gegenstand des Textes, Marnie, ist das auch nicht verwunderlich. Einige Ansätze von Linderung, therapeutischer Klärung und Freudfähigkeit könnten jedoch auch in diesem Film durchaus erwogen werden. Jedoch: Es scheint in dem Bronfen zugrunde liegenden theoretischen Gebäude gar kein konzeptioneller Ort eingeräumt, an dem ein solches Moment der neu entstehenden Lebensfreude gefasst werden könnte. Und Dr. Gutherz beginnt sich zu fragen, ob die Ontologie des Traumas nicht nur eine Lizenz zum »Sich-Vergreifen« beinhaltet, sondern immer auch eine Ontologie der Freudlosigkeit ist.

Ferner fällt Dr. Gutherz auf: Jenes »Genießen«, das zwar »hysterisch«, »multipel« und »selbst-verschwendend« sowie »auflösend« ist, aber eben nicht der Freude und Freudfähigkeit entspricht, für die man es als unvoreingenommener Leser zunächst halten würde, das aber auch »wissend« ist, und als kreativ im Sinne von »Phantasiearbeit« gilt, ferner als »Ursprung des Begehrens« und also doch auch wiederum auf verführerische Weise freudvoll erscheint, – jenes »Genießen« entspricht in klinisch-psychotraumatologischer Hinsicht eigentlich einem ganz anderen Syndrom, das gleichfalls nicht als Freude missverstanden werden sollte und dennoch von den Betroffenen häufig so empfunden wird, nämlich der »Trauma-Sucht« (Fischer/Riedesser, 1998, S. 137 mit van der Kolk, 1987, S. 72, Riedesser/Wutka, 2000). Dabei handelt es sich um einen psychotraumatisch bedingten Reinszenierungszwang, der – eventuell zusätzlich hormonell angetrieben durch Endorphin-Ausschüttungen – in einem unbewussten Bewältigungsversuch beständig damit zugange ist, gestische und faktische Wiederholungen eines traumatischen Sachverhalts oder einer Erlebnisstruktur herzustellen (vgl. auch Weilnböck, 2004b). Weil aber eine nachhaltige »psychologische Restitution« (Adelman, 1996, S. 86) und tragfähige Zustände der Freude und des Glücks auf diese Weise nicht erreicht werden können, sind selbst-destruktive, sozusagen »selbstauflösende«, und suchtdynamische Handlungssequenzen die Folge. Und das kann es doch eigentlich nicht sein, was Bronfen mit jenem eigentümlich schillernden »Genießen« eines »traumatischen Wissens« über den »Ursprung des Begehrens« ernsthaft im Sinn hat, denkt Dr. Gutherz, oder etwa doch?

Wie auch immer: In Abwesenheit jeglichen unmissverständlichen Konzepts von menschlichem Glück und Freude, über das eine Philosophie des Traumas doch eigentlich auch verfügen müsste, das sie aber gar nicht haben kann, wenn ihr das Trauma »immer schon« auch ein ontologisches Anliegen ist, etwas »Grundsätzlich[es]«, »Unumgänglich[es]« und ein produktiver »[A]ntrieb«, – in dieser Abwesenheit erscheint Dr. Gutherz die Bedeutung jenes schillernden, unexplizierten Begriffs des

»Genießens« nur umso undurchdringlicher, und er beschließt, sich einer der Autor/innen zuzuwenden, die Bronfen an konzeptuell wichtigen Punkten ihres Artikels wiederholt zitiert: In einem anderen als dem direkt von Bronfen angeführten Aufsatz schrieb die Literaturwissenschaftlerin Anne Juranville, kritisch aufbauend auf den philosophischen Termini Jacques Lacans, über Hysterie, Melancholie, Genuss und Freude im mittelalterlichen Mystizismus des Thérèse de Lisieux. Dort erfährt Dr. Gutherz, dass die einzig »wahre« Form von Genuss einer mystischen Art der Freude gleicht, welche mit dem »Leiden«, dem »Verlust« und dem »Trauma« verbunden ist. Dieser höchsten Form des Genusses gebührt sogar der Rang einer »absoluten Freude«, da sie »einzig durch eine Mischung aus Verlangen und melancholischem Leiden, welches existentiell als von den Sternen kommend angenommen wird, zugänglich ist«. Dabei geschehe ein »Aufblitzen des ›Augenblicks‹, in dem die Seeligkeit zur gleichen Zeit ankommt, wie der Verlust, der sie hervorbringt« (Juranville, 1994, S.145; Weilnböck, 2002). Obwohl Dr. Gutherz der psychodynamische Sachverhalt sehr vertraut ist, dass die Fähigkeit, das Leben zu genießen, eng verknüpft ist mit dem Vermögen, »Verlorenes« oder »Erlittenes« zu betrauern, vermag er aus diesen Zeilen kaum die erhoffte Klärung zu ziehen und sieht sich entsprechend hilflos zurückgelassen. Im Gegenteil: Bronfens vager theoretischer Begriffsverbund von Mangel, Trauma, Wissen, Genießen, Begehren gestaltet sich bei Juranville eher noch unübersichtlicher – und auch emphatischer und radikaler, so dass sich Dr. Gutherz neuerlich an van der Kolks Begriff der Traumasucht und an die Hypothese von deren endorphin-gestützter Ablaufdynamik erinnert fühlt und sich ein wenig vor etwaigen übergreifigen ›Vergreiflichkeiten‹ fürchtet.

Der Grad seiner Hilflosigkeit ist zwischenzeitlich so groß geworden, dass Dr. Gutherz erneut seinen oben erwähnten geisteswissenschaftlichen Freund anspricht. Dieser Freund resümiert recht harsch, diese weit verbreitete Art von Trauma-Philosophie könne man gar nicht eigentlich verstehen, sondern man müsse einfach an sie glauben, wie man an einen religiösen Gegenstand glaubt, oder aber könne sie bestenfalls ästhetisch goutieren. Dr. Gutherzens Freund fügt noch hinzu, dass dieser Diskurs ein Amalgam von konventionellen philologischen Denkfiguren und Interpretationsgewohnheiten einerseits und vermeintlich progressiven Konzepten der poststrukturalistischen Theoretiker/innen andererseits herstelle. Diese Mischung vermöchte insofern einige Unwiderstehlichkeit zu entfalten, als hierbei auch eine Reihe psychoanalytischer Termini herangezogen werden und dadurch eine interdisziplinäre Aura entstünde. Jedoch würde letztlich eine Art ›Fundamental- oder Transzen-



dental-Psychologie im Heideggerschen Stil betrieben, welche im Wesentlichen auf krypto-metaphysischen Gedankenmodellen basiert (Rühling, 1996, S.495; Weilnböck 2006a) und an empirischen menschlichen Psychen nicht wirklich interessiert ist.

Dr. Guthertz ist sich nicht ganz sicher, ob sein Freund hier nicht eine recht eigenwillige Sicht der Dinge vorträgt. Der hingegen vermag immerhin auf einige Artikel zu verweisen, welche zumindest andeutungsweise in diese Richtung gehende Anmerkungen enthalten: einen von Annegret Mahler-Bungers über Gedichte Paul Celans, in dem sie sehr treffend den poststrukturalistischen Philosophen Jean-François Lyotard für seine Ontologisierung von »Trauma« als Grundlage und Existenzial des menschlichen Geistes kritisiert. Dabei geht Mahler-Bungers davon aus, dass solche ontologisierenden Denkfiguren de facto weniger als wissenschaftlich brauchbare Theorieentwürfe denn als selbst erklärungsbedürftige, symptomatische Phänomene zu bewerten sind – und eventuell auch als post-traumatische Reaktionen (2000, S. 31). Mahler-Bungers baut hierbei auf den Historiker Dominick LaCapra auf, der es als einer von wenigen bereits in den frühen Neunzigerjahren vermocht habe, die Eigentümlichkeiten und Tücken der postmodernen Denkschulen hervorzuheben. Bereits damals schrieb LaCapra, dass »die Postmoderne als solche nicht celebriert, sondern psychologisch durchgearbeitet werden sollte, als Verdrängung, Verschleierung und bisweilen Verzerrung« von zeitgeschichtlicher Gewalterfahrungen, vor allem »von Aspekten der Shoah« (La Capra, 1994, S. 98, Übers. H.W.).

Angesichts dieser wenigen, aber dezidiert kritischen Stimmen über die postmoderne Ontologisierung des Traumas erinnert sich Dr. Guthertz an Weinbergs apodiktische Aussagen darüber, dass das »Trauma dem Gedächtnis immer schon eingeschrieben [ist]« und dass es »doch gerade deshalb unverfügbar bleiben [muss]«. Denn auch diese klerikal anmutenden Sätze scheinen in der Tat eher geglaubt als verstanden und/oder gar diskutiert werden zu wollen. Auch das prinzipielle Desinteresse an der menschlichen Psyche, das sein Freund hervorhob, war ja bei Weinberg sogar explizit formuliert worden. Im Ganzen jedoch empfindet Dr. Guthertz das Urteil seines Freundes als sehr hart und überzogen, als unangemessen angesichts dieser zwar verwirrenden und manchmal zwiespältigen, aber doch auch sehr anregenden Artikel. Nichtsdestoweniger will Dr. Guthertz einen der Hinweise seines Freundes beherzigen und sich fürderhin auf die begrifflich ernsthafteren und sachlich fundierteren Arbeiten konzentrieren, die auch die moderne, klinisch fundierte Psychoanalyse und Psychotraumatologie sowie die Psychohistorie und Sozialpsychologie heranziehen.<sup>1</sup>

Dr. Guthertz greift also zu einem Buch, das von dem Historiker

Jörn Rüsen und dem Sozialpsychologen Jürgen Straub herausgegeben wurde und an dem auch klinisch erfahrene Autor/innen beteiligt sind. Hier findet er in der Tat zahlreiche sehr aufschlussreiche Beiträge z. B. über die bewusstseinsfernen Mechanismen der transgenerationalen Weitergabe von Psychotrauma-Effekten zwischen Eltern und ihren Kindern wie auch über weitere klinische und gesellschaftliche Belange von Gewalt- und Traumabearbeitung. Einer der eher kultur- und geschichtswissenschaftlich orientierten Artikel findet Dr. Gutherzens besondere Beachtung. Denn der Historiker Michael S. Roth trägt eingangs eine entschiedene Kritik der – wie er es nennt – »übertriebenen Auffassung« von dekonstruktivistischen Autoren/innen vor, dass »Geschichte insgesamt irgendwie traumatisch [sei]« (1998, S. 170). Roth konstatiert, dass dergleichen theoretische Ansprüche inhaltlich vollkommen leer seien und fordert die Entwicklung eines differenzierten Modells darüber, wie Menschen individuell und im gesellschaftlichen und medial-narrativen Kontext mit ihren persönlichen Erinnerungen und biographischen Herausforderungen umgehen.

Umso überraschender war es, als dann Roths Artikel selbst einigermaßen plötzlich ins Philosophische abschwenkte und, während sein Duktus sich verdüsterte und mitunter sogar einen zornigen Ton annahm, eine Art existenzieller Gefahr beschwor, die er in Heideggerscher Diktion als »etwas *Be-drohliches*« bezeichnete. Diese Bedrohung – das war das Verblüffendste für Dr. Gutherz – sah Roth ausgerechnet von den Prozessen der psychischen »Integration des Traumas« ausgehen (S. 167). Therapie als *Be-drohung*! Wie schon bei Weinbergs »Unverfügbarkeits«-Mahnung sieht Dr. Gutherz auch hier plötzlich die Kernbestimmung seines Berufs und seiner Berufung angegriffen, die ja in nichts anderem besteht, als traumatisierten Menschen bei der mentalen »Integration« des Erlittenen zu helfen. Roth hingegen, dem gleichwohl durchaus bewusst zu sein scheint, dass Therapie Leiden mindern und präventiv weitere Gewalt verhindern kann und soll, sagt oder vielmehr: rezitiert in beinahe feierlichem Ton: »Aber es geht etwas *Be-drohliches* von einer Integration« von traumatischer Erfahrung durch das Erzählen aus: »nämlich dass die schreckliche Vergangenheit durch die »vorhandenen psychischen Strukturen« gereinigt werden könnte« und somit die »Aura [des Traumas] zerstört« bzw. »seiner Einzigartigkeit beraubt« würde (S. 167). Hierdurch nämlich drohe eine »Trivialisierung«, »Normalisierung« und »Banalisierung des Traumas«; denn dieses würde allein um der »narrativen Lust« willen drangegeben (S. 168).

Das sind doch recht heftige Worte, stellt Dr. Gutherz – tief durchatmend – fest, zumal sie mit einer so plötzlichen und emphatischen Dynamik in einem Artikel auftauchen, der bis dahin eher nüchtern und vernünftig vorgetragen war. Vor allem ist Dr. Gutherz schleierhaft: Wie

kann jemand die grundlegende menschliche Fähigkeit zum Geschichtenerzählen als eine beinahe anrühige »narrative Lust« verdächtigen? Für Dr. Gutherz ist das Erzählen und Hören von selbst erfahrenen Erlebnissen, deren narrative Symbolisation, geradezu die Essenz von jeglicher Therapie – und im Grunde von aller Zivilisation überhaupt, und zwar nicht trotz, sondern wegen der mentalen »Integration«, die allein das Erzählen erzielen kann. Auch weiß er sich darin in Übereinstimmung mit den neuesten Forschungen in verschiedenen narratologischen Forschungsfeldern (Weilnböck, 2006 a, b) Gewiss, Menschen die erzählen, verstricken sich selbst und andere in (Selbst-)Täuschungen, Illusionen und mitunter in bewusste Lügen, und alle Narration ist und bleibt Konstrukt. Doch dies ist unabdingbarer Teil dieses Geschäfts, und etwas besseres haben wir nicht; es sei denn, man wollte an metaphysisch oder ideologisch verbürgte »Wahrheiten« und essentialistische »Einzigartigkeiten« (des Traumas) glauben, und das war Dr. Gutherzens Sache nicht. Eines nämlich scheint ihm unfraglich: Menschen, die besten Willens über selbst erlebte Ereignisse zu erzählen versuchen, können sich und andere bei weitem nicht so leicht in die Irre führen, als wenn sie abstrakte Gedanken, Konzepte und Theoriemodelle entwickelten.

An diesem Punkt seiner Roth-Lektüre, bei jenem unschönen Wort über eine sünd- und ekelhafte »narrative Lust«, geschah es auch, dass Dr. Gutherz sich selber dabei ertappte, wie er plötzlich in ganz argwöhnische und beinahe boshafte Stimmung geriet. Ist es denn nicht vielmehr, so rumorte es in ihm, eine spezielle »theoretische Lust« dieser Autoren, um die es hier geht und die in der Tat »be-drohlich« ist, und zwar für diejenigen, welche, freimütig und so gut sie können, eine Geschichte erzählen oder hören möchten, und die – trotz aller Schwierigkeiten dieses Tuns – über Erlittenes sprechen wollen? Stellt nicht vielmehr jede empirische Erzählung, jedes »verfügbar«-Machen von psychotraumatischer Erfahrung eine ultimative Be-Drohung dar für diese eigentümlich abstrakte und dann doch auch wieder energisch auftretende Art von Philosophie, die darauf angewiesen zu sein scheint, ihre Letztbegründungssätze von jeder empirischen Narration zu »reinigen«? Sind es nicht diese Denkgebäude selbst, die von der Angst umgetrieben werden, es könnte ihnen ihre »Einzigartigkeit [genommen]« werden oder sie würden durch allerlei Empirisches, Narratives und Psychologisches »relativiert«, »trivialisiert« und »banalisiert«? Ist es nicht so, dass die Vertreter/innen dieser Denkschule, je energischer sie gegen narrative/s »Spiel«, »Lust« und »Integration« ankämpfen, nicht auch desto mehr Angst erkennen lassen, ein freies mentales und narratives »Spiel« mit all demjenigen einzugehen, was ihnen selbst in ihren eigenen Lebensgeschichten an traumatischen oder trauma-korrespondierenden Erfahrungen zu erleben aufgegeben war? Und ist es also in dieser abwehr-dyna-

mischen Logik nicht so, dass sich hieraus auch jene reaktive Furcht erklärt, von der eine Fußnote Roths zu Cathy Caruths Ansatz berichtete, die Furcht nämlich, die »wesentliche Genauigkeit und starke Wirkung« des Traumas könnte verloren gehen – und Erzählen könnte anheben? Ist dies nämlich nicht eigentlich die Furcht davor, die »Wirkung« seiner selbst als Autor/in auf die fest (doppel-)gebundene eigene Leserschaft einzubüßen, die zur psychischen Sicherung der eigenen Verhaltenheit – im Sinne der interaktionalen Abwehr (Mentzos, 1988) – unabdingbar ist? Geht es hier also nicht eigentlich um Mechanismen der Kontrolle und Macht – bzw. der machtgestützten psycho-dynamischen und -sozialen Abwehr?

Nun, an dieser Stelle fühlt sich der überaus gutherzig veranlagte Dr. Gutherz selbst ganz erschöpft von seinem unmäßigen Verdacht. Mag er sich selbst doch nicht sonderlich leiden, wenn er derart argwöhnisch und beinahe paranoid dahin gerät, andere auf die psychoanalytische Couch zu ziehen und zu »pathologisieren«. Auch weiß er, dass dies nicht eben wohl gelitten ist, ja vielerorts skandalisiert wird, obwohl es doch eigentlich – wenn es vernünftig und ethisch eingesetzt wird! – in der besten Tradition von aufklärerischer (Selbst-)Reflexion steht, die hier nur eben auch um den bewusstseinsfernen, psycho-affektiven Sektor erweitert wäre. Und dafür ist »Pathologisieren« eigentlich das unrechte, diffamierende Wort. Aber sei's drum. – Nachdem Dr. Gutherzens Erregung sich etwas gelegt hat, bemerkt er ohnehin, dass sein Zorn und analytischer Eifer wahrscheinlich größtenteils auf eine Übertragungsreaktion zurückgeführt werden kann. Sind doch, wo Thematiken von Gewalt und Psychotrauma berührt werden, unweigerlich immer auch Zorn und Eifer sowie die damit verbundenen bewusstseinsfernen Erfahrungen und Assoziationen der Bedrohung und seelischen Verletzung aufgerufen; und das trifft freilich auch auf die intellektuellen Diskurse darüber zu. Dies erkennend und zur Ruhe kommend, fällt Dr. Gutherz nun auch folgendes wieder ein: Roth und die anderen AutorInnen meinen es ja gut! Während sie die mentale »Integration« von Trauma zwar als »bedrohlich« verwerfen und das Erzählen anschwärzen, sind sie ja nichtsdestoweniger gleichzeitig auch von der hehren Absicht inspiriert, die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart vor dem Vergessen zu bewahren und deren Wiederholung entgegenzuarbeiten. An den lauterer Beweggründen hatte Dr. Gutherz zu keinem Zeitpunkt Zweifel. Unklar blieb ihm allerdings, warum diese sich in so eigentümlichen und mitunter bizarren Formen äußern.

Auf jeden Fall hat die plötzliche und energisch vorgetragene Herabwürdigung der »narrativen Lust« durch den sonst so besonnen schreibenden Roth Dr. Gutherz vorsichtig genug gemacht, um sich fürderhin

endgültig auf Texte zu beschränken, die weniger philosophisch angelegt sind und eine stärkere Fundierung in klinisch-psychologischer Forschung aufweisen. Er greift also zu einer Ausgabe der renommierten psychoanalytischen Fachzeitschrift *Psyche*, und stößt dank glücklicher Fügung auf ein Sonderheft zum Thema »Vergangenheit in der Gegenwart - Zeit - Narration - Geschichte« (2003), welche in vieler Hinsicht auf ein früheres Sonderheft zum Thema »Trauma, Gewalt und kollektives Gedächtnis« (2000) verweist. Im ersteren dieser Hefte findet Dr. Gutherz einen sehr interessanten Artikel über Primo Levi, einen Auschwitz-Überlebenden und berühmten Autor von Holocaust-Literatur. Stefan Braese, der Verfasser des Artikels, argumentiert sehr überzeugend, dass für Levi das Arbeiten an einer besseren Integration dieses immensen Traumas auch die Aufnahme eines ko-narrativen Dialogs über die eigenen Erfahrungen implizierte - und zwar auch mit den Vertretern der Täternation. Der Artikel zeigt, wie Levi diesem Anliegen nachging, wie er dazu das Gespräch auch mit den Deutschen suchte und wie seine Initiative daran scheiterte, dass die wenigen deutschen Leser seines Buches, die überhaupt reagierten, hauptsächlich darum bemüht waren, ihre persönliche Mitverantwortung zu minimieren oder in abstrakter Weise auf ihr eigenes Leid zu verweisen. Eine empathische Offenheit für ein Gespräch über die Erfahrung eines Shoah-Überlebenden war hier jedenfalls nicht gegeben, und Braese sieht darin einen der Gründe, warum Levi 1987, also lange nach seinem Aufenthalt im Konzentrationslager, Suizid beging.

Diesen Artikel fand Dr. Gutherz sehr klar und überzeugend. Allerdings stolpert er irgendwo in dessen Mitte über ein, zwei Seiten mit exkursorischen theoretischen Überlegungen zum Trauma-Begriff, welche ihn wiederum sehr merkwürdige anmuteten. Braese zitiert hier Cathy Caruths Feststellung, dass, um psychotraumatisches Leiden zu mindern, die traumatische Erfahrung in »narrative Strukturen« übertragen werden muss - eine Aussage, die Dr. Gutherz erfreut aufnimmt, zumal sie sich zunächst von Weinbergs und Roths Zugang zu unterscheiden schien. Dann jedoch vollzieht Caruth einen energischen Schwenk: Die »Umwandlung des Traumas in narrative Erinnerung« hätte nämlich auch die bedenkliche Folge - und hier findet Gutherz jenen ihm bereits bekannten Satz Caruths im Original auf -, dass durch das Erzählen »die der traumatischen Erinnerung wesentliche Genauigkeit und starke Wirkung verloren gehen« würde, und damit auch seine »wesentliche Unergründlichkeit«. Darüber hinaus würde das Trauma auch seiner Qualität als »massiver *Anschlag auf das Verstehen*« an sich verlustig gehen; und dieser Verlust scheint für Caruth kurioserweise etwas ausdrücklich Negatives zu sein, das es zu verhindern gilt (Braese 2003, S. 969). Am Ende des Artikels sinniert Caruth über die Frage, ob »das Spielen mit der Re-

alität der Vergangenheit nicht einen Frevel an der traumatischen Erinnerung« darstellt. Für Dr. Gutherz ist das alles umso erstaunlicher, als diese theoretischen Exkursionen bei Braese – ähnlich denen in Roths Text – sehr abrupt auftauchen und ihm für die Argumentation seines ansonsten überzeugenden Artikels gänzlich unnötig schienen.

Dr. Gutherz weiß von seiner klinischen Arbeit her, dass das Verbalisieren von traumatischen Erfahrungen vor allem in der Anfangsphase einer Therapie für die Patient/innen nicht nur schwierig ist, sondern oft auch als ein untunliches, unzureichendes – nicht genügend »genaues« oder »adäquates« – Ausdrucksmittel für das entsetzliche Geschehen empfunden wird. Bisweilen sind die Patient/innen auch der Auffassung, dass das Erlebte grundsätzlich unfassbar bzw. nicht darstellbar sei – und vor allem: dass dies auch gut so wäre; denn, so würden sie in Caruths Theorem mit einstimmen, jede narrative Annäherung und jedes expressive »Spielen« kommt einem »Frevel an der traumatischen Erinnerung« gleich (ebd.). Jedoch blieb es für Dr. Gutherz von seiner klinisch-therapeutischen Perspektive her unbegreiflich, wie man so vollkommen von der unbestreitbaren Tatsache absehen konnte, dass es für jegliche Heilung oder Linderung unerlässlich ist, traumatische Erfahrung zumindest bis zu einem gewissen Grad zur Sprache und Erzählung zu bringen und jenes erklärliche Gefühl, dabei ein Sakrileg zu begehen, zu überwinden. Ebenso unbegreiflich war ihm hier, wie schon bei Weinberg, dass man es als abträglich ansehen kann, wenn die traumatische Erinnerung ihre Genauigkeit und ihre starke Wirkung verliert. Caruth kann doch nicht suggeriert haben wollen, dass traumatisierte Individuen die »wesentliche Genauigkeit und starke Wirkung« ihrer traumatischen Erfahrung weiterhin spüren sollten. Und warum es bedauerlich sein sollte, wenn etwas seine Funktion als »massive[r] *Anschlag auf das Verstehen*« an sich verliert, entzog sich vollends Dr. Gutherz Vorstellungskraft. Ist ihm doch das »Verstehen« in der Tradition der Aufklärung und der selbstreflexiven Vertiefung der Analyse des Unbewussten eines der mächtigsten Hilfsmittel bei der besseren Integration dessen, was wir erlebt haben, sowie bei der Aufhebung des Kreislaufes von Gewalt und Leiden, der doch die unausbleibliche Folge von psychotraumatisch bedingtem Nicht-Verstehen ist.

Wie so oft, wenn geäußerte Gedanken unklar und (subjektive) Theorien paradox erscheinen, richtet Dr. Gutherz seine Aufmerksamkeit auf seine Wahrnehmungen im Bereich der sogenannten Gegenübertragung. Dies bedeutet, dass er vom Inhalt und der Logik der vorgetragenen Gedanken zunächst absieht und vielmehr auf die affektiven und assoziativen Wirkungen achtet, die diese auf ihn selbst als Gegenüber des Gesprächs oder Textes haben. Dieser Fokuswechsel hat sich erfahrungsgemäß überall dort als besonders aufschlussreich erwiesen, wo sich Äußerun-

gen oder Diskurse durch persistierende Vagheiten und Widersprüchlichkeiten auszeichnen, und dies war ja auch hier in großem Maße der Fall. Auf dieser Betrachtungsebene nun vermag Dr. Gutherz wahrzunehmen, dass der von Caruth explizit vorgetragene Wunsch, die Fähigkeit zu besitzen und zu bewahren, einen »massiven Anschlag auf das Verstehen« auszuführen, neuerlich ängstigende Bedrohungsgefühle und auch Zorn in ihm auslösten, beinahe so, wie er sich von Weinbergs strenger Mahnung, keine »Exkorporation des Traumas« zu begehen, bedrängt sah – und sich, so ist er überzeugt, wahrscheinlich auch würde bedroht haben fühlen, wenn er nicht zufällig Psychotherapeut wäre, sondern nur eben als Laie die »Lust« oder den Drang empfände, etwas »narrativ« zu erzählen, zu »verstehen« und damit möglicherweise besser zu »integrieren«.

Aus dieser neuerlichen Wahrnehmung von Angst und Zorn zieht Dr. Gutherz den – übertragungstheoretisch orientierten – Schluss, dass die Urheber/innen und Protagonist/innen dieses Diskurses mitunter auch von – biographisch oder institutionell bedingten – unbewussten Erfahrungen bewegt sein müssen, in denen sie genau solche »Anschläge« auf ihr eigenes Verstehen erlitten und auch späterhin erduldet haben. Dergleichen »Anschläge« müssten dann eigentlich, so führt Dr. Gutherz seinen Gedanken weiter, Zorn in den Autor/innen hinterlassen haben, der jedoch seither vielfältigen Verdeckungen unterliegen mag und sich deshalb im Moment des Lesens unweigerlich auf ihn, den – tendenziell eher ungläubigen – Leser, übertragen musste. Im Zuge dieser Überlegungen kam Dr. Gutherz zu dem Schluss, dass er hier als Leser eventuell in eine unbewusste Wiederholung von Denk- und Affektdynamiken der Bedrohung und Gegenaggression verstrickt wurde, in denen sich unerinnerlich-vergangene Erlebensmuster unmittelbar auszuagieren suchten und im diskursiven Geschehen einer akademischen Debatte zur Re-Inszenierung drängten. Hinsichtlich seiner eigenen Funktion hatte Dr. Gutherz den Eindruck, dass ihm in diesem komplexen interaktionalen Geschehen vor allem die Rolle des zornigen Aufbegehrens zugewiesen würde, mittels derer jener originäre, aber abgespaltene Zorn über die »Anschläge« ausgelagert und letztlich verleugnet wird.

So schwer vermittelbar und verifizierbar solche übertragungstheoretischen Schlüsse auch immer sein mögen, Dr. Gutherz sah an diesem Punkt keine andere Möglichkeit mehr sich zu erklären, wie man philosophischerseits dazu kommen könnte, dergleichen energische Forderungen und komplex gewundenen, mitunter widersprüchliche Gedankenfiguren so nachdrücklich zu vertreten. Es muss sich tatsächlich um ein unvermerktes, aber aktives Ausagieren von bewusstseinsfernen »massiven Anschlags«-Erfahrungen handeln, die ein intellektuelles Handlungsfeld für sich in Anspruch nehmen und dabei freilich auch eine Wendung vom Passiven ins Aktive bzw. eine Identifizierung mit dem

Aggressor beinhalten. Denn je genauer Dr. Gutherz in sich hineinsieht, desto mehr empfindet er diesen Diskurs als »einen massiven Anschlag« auf sein klinisches »Verstehen« von Ursache und Linderung von psychischen Traumata, aber, wie gesagt, als Angriff auch auf jeden Nichtkliniker, der einfach nur den Impuls verspürt, zu erzählen und erzählend selbst erlebte Erfahrung zu erschließen. Im Grunde muss schon allein die Enigmatik und Konfusion in der Begriffsflut, die viele dieser Texte auszeichnet, jedes Verstehen, das kein Glaubensbekenntnis eingehen will, »massiv« angreifen. In einem Satz: Der Diskurs agiert aus, worüber er spricht und was er zu beheben sucht: Macht, Traumatik, und stabilisierende Abwehr. Es besteht also ein performativer Selbstwiderspruch, in dem diese Denkschule – so nimmt Dr. Gutherz mit Sorge wahr – der integrativen Aufhebung des Kreislaufes von Gewalt und Leiden, der sie sich doch so emphatisch verpflichtet fühlt, kaum dienlich sein kann.

Der Wechsel zur Beobachtung der eigenen Affekte und Assoziationen (d. h. der Gegenübertragungs-Wahrnehmung) scheint Dr. Gutherz umso ratsamer, als er in Braeses trauma-philosophischem Exkurs auf immer paradoxere und widersprüchlichere Gedanken trifft. Denn während Gutherz immer noch rätselt, was ein »Frevl an der traumatischen Erinnerung« wirklich heißen könnte, bemerkt er, dass Braese sich damit auch auf Ulrich Baer bezieht, welcher bei seiner Referenz auf Caruth zu gleichlautenden Schlussfolgerungen kommt und schlechthin konstatiert, dass das »Bezeugen«, d.h. die öffentliche Verbalisierung des Traumas immer auch ein »Sakrileg an der Integrität [des Traumas]« sei (Baer, 2000, S.27). Würde man solche Feststellungen wörtlich nehmen, hieße dies, das Trauma als einen heiligen Gegenstand und als Objekt quasi-religiöser Verehrung anzusehen; und dies kann es doch eigentlich nicht sein, was Caruth und Baer wirklich meinen, da sie doch ganz offensichtlich voller Empathie für die Trauma-Opfer und vom Impetus der zivilisatorischen Prävention in den beteiligten Gesellschaften getragen sind.

Ein kleines Detail jedoch scheint genau dies zu indizieren: Wenn nämlich Caruth über den Prozess der »Heilung« spricht, ist der Fokus ihrer Frage gar nicht eigentlich darauf gerichtet, wie traumatisierte Individuen (bzw. betroffene Kollektive) Heilung, Linderung bzw. Hilfe bei der Reduzierung ihrer Symptome erfahren können. Caruths Frage, wörtlich genommen, lautet vielmehr: Wie kann »das Trauma zur Heilung gelangen«? (Braese 2003, S. 969) Und dies ist keineswegs die gleiche Frage – und auch, so scheint es Dr. Gutherz, kein bloßer Versprecher. Wenn überhaupt, dann wäre dies eine sprachliche Fehlleistung sensu Freud, die durchblicken lässt, dass es bei diesem Ansatz nicht so sehr um die Heilung empirischer Personen geht, sondern in latenter Paradoxie die »Heilung und Gesundheit des Traumas« gemeint ist oder, wie Baer sagt, die »Integrität des Traumas« – und zwar: die Integrität als the-



oretisches Konzept: Nicht die Menschen sollen zu Zeugen werden, das »Trauma wird [zum] Zeugnis« – jedoch für was, so fragt sich Dr. Gutherz.

Jedenfalls muss man hier, so denkt Dr. Gutherz mit Entschiedenheit, den auffallenden Nominalismus dieses Diskurses über das *Trauma*, die *Heilung* und die *Wahrheit* etc. analytisch ernst nehmen. Und dies beinhaltet vielleicht sogar, auch die Hypothese zu prüfen, ob nicht zwischen sprachlichem Nominalismus und Literalität, jener symptomatischen Schwundform des sprach-symbolischen Ausdrucks, eine psychodynamische Nähe besteht, die analytisch zu bedenken sich lohnen würde – und die Dr. Gutherz aus dem Bereich der dissoziativen und borderlinen Symptomformen gut vertraut ist (Weilnböck, 2004b). Denn so verstanden, hätte Nominalismus eine Affinität zur Abwehr per dissoziativer Abspaltung. Hieran wäre dann die weitere psycholinguistische Überlegung anzuschließen, ob nicht auch der Metonymie, die hier formal-rhetorisch vorliegt (die Heilung des Traumas als pars pro toto für die Person), im Gegensatz zur Metapher in funktionaler Hinsicht eine Latenz zur (ebenfalls symptomatischen) Dissoziation innewohnt. (Und dies könnte ferner mit der übergreifenden Beobachtung zusammengedacht werden, dass viele der großen, von einander divergierenden Denkschulen der Nachkriegszeit – Heidegger, Adorno, Benjamin, Postmodernes etc. – den eminenten psychodynamischen Unterschied zwischen Assoziation und Dissoziation und die psycholinguistische Differenz zwischen der tendenziell assoziativen Metapher und der tendenziell dissoziativen Metonymie nicht zu erkennen vermochten, wodurch eine intellektuelle Problemlage angedeutet ist, die weit über den Poststrukturalismus hinaus geht; vgl. Weilnböck, 2005a)

Umso bemerkenswerter ist, dass Caruths Frage, wie »das Trauma zur Heilung gelangen« kann, ganz unvermerkt ein nicht zu unterschätzendes Bestimmungsproblem enthält: Was genau eigentlich sollte es sein, das zu bezeugen das (metonymisch) »zur Heilung gelangende« Trauma aufgerufen wird? Wozu nämlich ein Trauma, das ein »geheiltes« in dem Sinn wäre, dass es in seiner ganzen »wesentlichen Genauigkeit und starken Wirkung« erstrahlt, kaum geeignet scheint, ist, für die traumatisierte Person selbst einzutreten oder gegen das traumatische Geschehen auszusagen. Denn das blühende Trauma allein heilt und bessert nichts, das räumen indirekt auch Caruth, Braese und andere ein. Hieße das aber nicht, dass *das Trauma* letztlich nur sich selbst bezeugt, sich und seine Validität als spezifisches theoretisches Konzept poststrukturalen Zuschnitts? Und wenn ja, was wären die ihm inhärenten Interessen?

Paradox fände Dr. Gutherz dies vor allem deshalb, weil noch folgende Implikation hinzutritt: Der – metonymische und/oder paradoxe – Gedanke der »Heilung des Traumas« impliziert nämlich, dass die Traumatik nicht verschwinden oder auch nur allzu weit gelindert werden

sollte. Denn dann müsste dessen Tauglichkeit geschmälert sein, weiterhin als intellektuelles »Zeugnis« seiner selbst in der vollen Blüte seiner »Heilung« zu stehen oder als glaubwürdiges philosophisches Essenzial zu fungieren, und wohl auch – also doch! – als heiliger Gegenstand und Objekt quasi-religiöser, intellektueller Huldigung. Schon ein kleines, scheinbar nebensächliches Phänomen während des Lesens übrigens hätte Dr. Gutherz wesentlich früher Anlass geben können, diese Hypothese zu formulieren. Denn das linguistische Detail in Caruths Formulierung ist in der Tat so unmerklich, dass Dr. Gutherz es nicht einmal bemerkt haben würde, hätte er nicht selbst an genau dieser Stelle eine Freudsche Fehlleistung begangen. Als er nämlich diese Passage Caruths das erste Mal las und dabei von der Lektüre Weinbergs und Roths her bereits etwas schwindelig gewesen war, hat er – in Braeses deutscher Übersetzung – statt »Heilung« versehentlich die »Heiligung des Traumas« gelesen.

Rückblickend hätte diese Fehlleistung wahrscheinlich einen ersten Anstoß zur Frage geben können, ob dieser Diskurs – bei allem sporadischen Bezug auf klinische Konzepte – nicht im Wesentlichen von jenem komplizierten Sakralisierungsimpuls inspiriert ist. Jedenfalls wird Dr. Gutherz hier begreiflich, warum man, wie Weinberg sagte, *das Trauma* nicht »verfügbar« gemacht sowie von »Freveln« und »Sakrilegen« beeinträchtigt oder gar »abgeschafft« sehen will, warum es seine »Wirkung«, »Genauigkeit« und »wesentliche Unergründlichkeit« auf keinen Fall einbüßen soll, und auch, warum Weinberg ein so ausdrückliches Desinteresse an menschlichem Leiden und Genesen bekundet. *Dem Trauma* als philosophischem Konzept gilt das prioritäre Interesse der Erhaltung und nicht den traumatisierten Menschen – und darin ist zweifellos ein (wissenschafts-)ethisches Problem enthalten. Die angesichts dieser Beobachtungen sich immer mehr aufdrängende Frage empfindet Dr. Gutherz dann jedoch als einigermassen beunruhigend: Sind dergleichen philosophische Ambitionen nicht unwillkürlich so justiert, dass sie sich in letzter Konsequenz automatisch gegen das Interesse der traumatisierten Personen und Gruppen sowie gegen deren Bemühen um Linderung richten?

Von dieser bohrenden Frage begleitet setzt Dr. Gutherz seine Lektüre fort; er stößt dabei jedoch auf mehr Fragen als Antworten. Denn nachdem Braese sich in seinem theoretischen Exkurs ausführlich auf Caruth bezogen hat, beginnt er – auch hier unnötigerweise, wie Gutherz neuerlich denkt – W.G. Sebald zu zitieren, einen bekannten Autor literarischer und essayistischer Texte. Sebald vollzieht zunächst die wenig bemerkenswert scheinende philosophische Begriffsunterscheidung zwischen »Gedächtnis« und »Erinnerung«, wobei letzterer die Funktion zugesprochen wird, das, was im »Gedächtnis« gespeichert ist, in eine dis-

kursive Form zu bringen, um es ausdrücken und/oder erzählen zu können. Irritierend für Dr. Gutherz waren dabei einige der Schlüsse, die Sebald aus seiner konzeptuellen Unterscheidung zog, so z.B. die Setzung, dass das Gedächtnis eine konservierende Funktion hat, die »die erhaltenen Eindrücke [...] schütz[t] und bewahr[t]«, während »der Prozess der Erinnerung auf deren allmähliche Zersetzung [abziele]«. Denn dies stand natürlich im Gegensatz zu Dr. Gutherzens Auffassung von Erinnerung und Erzählen. Hatte er doch als Kliniker reichlich empirische Erfahrung damit, dass und inwiefern das Aufgeben eines so verstandenen »Gedächtnisses« »zugunsten der Erinnerung«, das heißt das Verbalisieren und Erzählen traumatischer Erfahrung keineswegs ein »zersetzender« Akt ist, sondern vielmehr dazu führt, dass »nicht anpassungsfähiges Wissen schrittweise in eine kontextbezogene und affektiv tolerierbare Geschichte des Selbst umgewandelt wird, welche erzählt werden kann«; und dies hat regelmäßig eine Linderung der belastenden Symptome zur Folge (Adelman, 1996, S. 79).

Wie kann man nur, so dachte er, den Prozess des erinnernden Zugangs und Durcharbeitens von Gehalten des persönlichen Erfahrungsgedächtnisses – sei es des expliziten, impliziten oder Körper-Gedächtnisses – als eine zerstörerische Kraft auffassen, zumal wenn es sich um traumatische Gehalte handelt, die symptomatische Beeinträchtigungen verursachen und nach Linderung verlangen? Neuerlich hat Dr. Gutherz den Eindruck, als baute diese Theorie des Psychotraumas auf einer zu theoretischen Begriffen geronnenen unbewussten Reinszenierung und Abwehr von traumatischen Erfahrungen auf; als habe man also ein emphatisches Trauma-Modell mit leitkulturellem Anspruch aus konzeptuellen Modulen zusammengebaut, die sich allesamt aus traumakompensatorischen Abwehrmechanismen herleiten und diese kompromisslos ins Werk zu setzen und weiter zu propagieren trachten. Liegt hier also eine Ontologisierung dessen vor, was Trauma-Patienten normalerweise empfinden, bevor sie begonnen haben, therapeutisch zu arbeiten? In dieser Situation nämlich wird in der Tat zunächst das Gefühl bestehen, dass der »Prozess der Erinnerung« zu einem »Abweichen von der Wahrheit« und einer »Irrealisierung der Vergangenheit« führen könnte und dass man das hehre »Gedächtnis aufgibt« und schuldhaft verletzt, wenn man die frivole »Lust« auf narrative »Erinnerung« favorisiert. Was also in bester Absicht als eine Theorie der kulturellen Bearbeitung von und Vorbeugung gegen Gewalt gemeint gewesen sein mag, wäre dem geisteswissenschaftlichen Diskurs unter der Hand zu einer institutionellen Handlungsstrategie der Abwehr und Verdrängung geworden.

Im Weiterlesen fällt Dr. Gutherz zudem auf, dass Sebald im zunächst ruhigen Fluss dieses (von Braese zitierten) Absatzes einen plötzlichen Wechsel seines Gestus vornimmt und einen energischen, ja bei-

nahe aggressiven Tonfall anschlägt – wie dies ähnlich schon bei Braese und Caruth, ein wenig auch bei Weinberg und vor allem bei Roth beobachtbar war, der in einer spontanen und isolierten Volte heiligen Zorns die das Trauma banalisierende »narrative Lust« verdammt. Dr. Gutherz erkennt in diesen rekurrenten Tonfallwechseln inzwischen ein regelrechtes Stilmotiv der Abruptheit, das, möglicherweise einem dissoziativen Impuls entstammend, die Protagonist/innen dieses Diskurses durchgängig betreffen mag, und neuerlich übertragungstheoretische Implikationen aufweist (Weilnböck, 2005a). Denn zuerst suggeriert Sebald in besonnener und ausgeglichener Gedankenführung, dass das »Gedächtnis« auf der einen Seite »einen höheren moralischen Wert« und die »Erinnerung« auf der anderen »einen höheren sozialen Wert« habe. Und diese doppelte Wertschätzung wirkt tröstlich auf Dr. Gutherz und lässt ihn beinahe jene ominösen und furchteinflößenden Worte bezüglich des »Sakrilegs« und der »zerstörenden« Erinnerung vergessen.

Doch bereits der nachfolgende Satz macht diese Tröstlichkeit wieder zunichte. Denn als ob Sebald die Gedanken seines Lesers ahnen und vorwegnehmen könnte, konstatiert er, dass die doppelte Validierung von »Gedächtnis« und »Erinnerung« »nur ein geringer Trost [...] für das schreibende Subjekt ist«, womit er wohl vor allem sein persönliches Empfinden als Autor meint, denn Gutherz seinerseits als Leser hatte sehr wohl Trost empfunden. Vor allem jedoch: Sebald schließt hieran eine gravierende und neuerlich bedrohliche Feststellung an, welche Dr. Gutherz tief verstört zurücklässt: Derjenige »Schreibende« nämlich, der sich Sebalds Verbot widersetzen sollte und »das Gedächtnis aufgibt zugunsten der Erinnerung«, wüsste sich, so heißt es, »beteiligt an einem Verrat, der den Toten die Treue bricht«. Erneut fühlt er sich bedroht und in Frage gestellt, wie es ihm auch schon bei Weinbergs Mahnung vor der »Exkorporation des Traumas« und bei Roths strengem Appell erging. Im Gegensatz zu Weinberg jedoch macht Sebald seine Drohung sehr deutlich: Denn die implizierten Tatbestände lauten auf Betrug/Verrat und auf Treuebruch gegenüber den Toten.

An diesem Punkt hält Dr. Gutherz ein wenig inne, um die Anflüge von einschüchternden Gefühlen der Angst, Depression und des Zorns wieder abzuschütteln, welchen er während des Lesens jener Passagen ausgesetzt war. Dabei wird ihm, von seiner klinischen Erfahrung her, zunehmend deutlich, was jene Unterscheidung von »Gedächtnis« und »Erinnerung« in psychodynamischer Perspektive bedeutet: Sie wird vollzogen, auf dass der eine Agent, die Erinnerung, dem anderen Agenten, dem Gedächtnis, Schaden zufüge und dabei letztlich das »schreibende Subjekt« selbst beeinträchtigt und unterworfen würde. In genau dieser selbst-destruktiven Dynamik nämlich beharrt das Ich leidenschaftlich

auf jener Position der agonalen Begriffsspaltung, in der es wohlweislich »nur einen geringen Trost« zu erhalten vermag, sich aber im Gegenzug dazu moralische Urteils Gewalt über Fragen der »Treue« und der »narrativen« »Erinnerung« anmaßt! Kurzum: Auch hier geht es um Interaktionsmuster der Selbstschädigung. Neuerlich scheint eine auf theoretischer Ebene ausagierte, unbewusste Reinszenierung einer Erfahrungsszene wirksam zu sein, die von psychotraumatischer Valenz ist und mentale Gewalt und Vertrauensbrüche dergestalt beinhaltet, dass einer den anderen fortgesetzt »zersetzt« und »auflöst« und ihm den Zugang zu »der Wahrheit« abspricht.

Dass das Hauptelement dieses latent selbstdestruktiven (intellektuellen) Interaktionsmusters in der Auferlegung von Schuldgefühlen oder präziser: von Gefühlen der Scham und Demütigung aufgrund eines angeblich begangenen »Verrats« oder »Treuebruchs« zu bestehen scheint, ist für Dr. Gutherz nicht weiter verwunderlich. Denn aus seiner klinischen Erfahrungen weiß er, wie häufig die Erzeugung und Projektion von Schuldgefühlen, die in Sebalds Evokation der »Treue« gegenüber »den Toten« so eindrücklich in Erscheinung treten, dazu eingesetzt wird, psychotraumatische Erfahrungen mental abzuwehren und zu kompensieren (Hirsch 1997; Fischer/Riedesser 2000). Ist doch der Mensch offensichtlich so eingerichtet, dass, peinsame Schuld zu empfinden (oder zu bezichtigen), ihm immer noch erträglicher ist, als erinnernd gewärtigen zu müssen, machtlos der Gewalt ausgeliefert gewesen zu sein.

Weil also jene allzu ausgewogene, das heißt stimulanzenarme Ausgeglichenheit zwischen dem »moralischen Wert« des »Gedächtnisses« und dem »sozialen Wert« der »Erinnerung« in der mentalen Zwangslage des an Traumata laborierenden »Schreibenden« eben »nur einen geringen Trost«, das heißt keine hinreichende Abwehr gegen die namenlose psychotraumatische Belastung erbringt, wird diese Konstellation radikalisiert und agonal aufgeladen. Damit erhält das »Gedächtnis« Lizenz, gegen die »Erinnerung«, von der sie Zerstörung und Erniedrigung erwarten zu müssen/dürfen meint, vorzugehen und ihr unerbittliche Schuldgefühle hinsichtlich einer versäumten »Treue« gegenüber »den Toten« aufzuerlegen. Und diese aggressive Aufladung, dies weiß Dr. Gutherz sehr wohl, verspricht dem »Schreibenden« in der Tat deutlich größeren »Trost« und traumakompensierende Wirkung. Deshalb wird ein solcher »Schreibender« auch immer versuchen, sich diskursstrategisch so fest wie möglich zu verankern und die »Lesenden« als Mitstreiter für diesen moralischen Kampf einzunehmen – was bei Braese, Weinberg, sogar Roth und anderen offensichtlich gelungen ist.

Diese Einsichten, so anstrengend der Weg zu ihnen ist, führen bei Dr. Gutherz eine große Erleichterung herbei. Wie befreit fühlt er sich und kann den belastenden Übertragungsdruck der ihn eigentümlich

verführerisch bedrängenden Texte abstreifen. Dabei stellt sich überraschenderweise auch ein Mitgefühl ein, das plötzlich hinter dem verschwindenden Ärger und der Beklemmung hervortritt; als ob es Dr. Gutherz jetzt möglich und aufgetragen wäre, für Sebald und sozusagen an seiner statt zu erinnern oder zumindest mitleidend zu betrauern, was immer dieser vergessen und im »Gedächtnis konservieren« zu wollen scheint, aber keinesfalls »erinnern« und in »narrative Strukturen« fassen will. Dr. Gutherz sieht hierbei genau jenes therapeutische Mitleiden in ihm heraufziehen, das in der traumatherapeutischen Literatur mit den Begriffen Übertragung und Containment beschrieben wird und das im Grunde eher ein tentatives Voraus-Leiden ist, das demjenigen Wege erschließend voranzugehen versucht, der noch energisch darauf besteht, dass die Erinnerung für ihn »unverfügbar« und »unergründlich« bleiben soll.

Angesichts der verblüffenden Feststellung, dass Braeses traumathoretischer Exkurs zu Caruth und Sebald sehr viel mehr von abwehrdynamischen als von analytischen und therapieförmigen Denkfiguren geprägt ist, sieht sich Dr. Gutherz plötzlich von einer gänzlich anderen Frage bedrängt: Wie eigentlich konnte es zugehen, dass die Redakteur/innen der *Psyche* dergleichen kommentarlos haben passieren lassen? Leicht nachzuvollziehen und zu entschuldigen nämlich findet Dr. Gutherz, dass Braese, der Literaturwissenschaftler und nicht Kliniker oder Psychotherapeut ist, die genannten Abwehrmechanismen und ihre handlungs- und diskurs-dynamischen Implikationen nicht immer treffsicher zu identifizieren vermag – wengleich Dr. Gutherz es für grundsätzlich ratsam hielte, dass auch Philolog/innen, so sie über einen Themenkomplex wie die Psychotraumatologie schreiben, sich möglichst weit reichend über die entsprechende klinische Forschung informieren oder eine diesbezügliche Kooperation eingehen; selbst dann, und gerade dann, wenn sie sich »nur« auf kulturelle und historische Zusammenhänge von Trauma beziehen.

Was Dr. Gutherz gleichwohl überhaupt nicht nachvollziehen kann, ist die Tatsache, dass ein Redaktionsgremium, bestehend aus erfahrenen Psychoanalytiker/innen, hier nicht interveniert und die nötige Hilfestellung leistet. Kann doch einer klinisch-analytisch versierten Person nach Dr. Gutherzens Dafürhalten gar nicht entgehen, dass Sebalds düster gestimmte Unterwerfung unter ein Treuegelübde gegenüber »den Toten« auf einen psychotraumatisch bedingten Schuldkomplex hinweisen könnte und dass sie jedenfalls wenig geeignet ist, ein affirmativ aufgefasstes Essential einer kulturwissenschaftlichen Theorie von Trauma und dessen therapeutischer Bearbeitung zu sein. Ebenso würde sich jede/r Kliniker/in sofort die – gerade sozialpsychologisch wichtige –

Frage stellen, inwieweit diese »Treue« und dieses energische Nicht-Sagen-Sollen, während es sich in löblicher Absicht als Andenken an die »toten« Opfer eines Gewaltgeschehens verstanden wissen will, nicht auch unvermerkt und unwillkürlich daran beteiligt ist, die Täter zu decken bzw. die gewaltförmigen Handlungsstrukturen und -dispositionen weiterhin zu stabilisieren, die wesentlicher Teil der Voraussetzungen des Geschehenen waren. Warum wurde dergleichen nicht erwogen? Hatte die Redaktion der *Psyche* einfach ihr gesamtes klinisches Wissen suspendiert, nur weil es sich bei Braeses Thema um einen eher kultur- als psychotherapie-wissenschaftlichen Gegenstand handelte?

Dass klinisch versierte redaktionelle Hilfestellung hier offensichtlich ausblieb, ist für Dr. Gutherz umso unverständlicher, als er von seiner Lektüre her der Meinung war, dass Braeses interessanter und überzeugender Artikel jenen eher seltsam anmutenden trauma-philosophischen Exkurs überhaupt nicht nötig hatte und ihn dennoch so emphatisch darbot. Man hatte beinahe den Eindruck, als wäre Braese von anderer Seite her aktiv dazu angehalten worden, Caruth, Sebald und Autor/innen dieser Denkschule mit aufzunehmen, als wäre mithin eine diskurspolitische Vorgabe wirksam geworden. Und hier ertappt sich Dr. Gutherz neuerlich bei einem argwöhnischen und wahrlich paranoiden Gedanken, wie ihm das in einem Moment der Schwäche bereits nach der Lektüre von Caruth und Weinberg ergangen war: Vielleicht waren es gar die Redakteur/innen der *Psyche* selbst, die Braese dies nahe legten. Das war natürlich Unsinn. Die *Psyche* ist die führende psychoanalytische Zeitschrift in deutscher Sprache und wird sich davor zu hüten wissen, philosophische Theorien des Psychotraumas, die klinischen Konzepten und Forschungsergebnissen in hohem Maße widersprechen, bewusst und aktiv zu unterstützen. Umso mehr ist Dr. Gutherz über diesen neuerlichen Anflug eines paranoiden Impulses erstaunt, wobei er – mit zunehmender Routine – wiederum die Übertragungsebene mit zu bedenken versuchte. Und dabei sah er immerhin seine frühere Hypothese bestärkt: Denn ein Diskurs über »Frevel«, »Sakrileg«, »Schuld«, »Exkorporation des Trauma«, »Zersetzung des Gedächtnisses«, Treuebruch gegenüber »den Toten« etc. ist geradezu prädestiniert, Übertragungen von Gefühlen des Verdachts und des Verfolgt-Werdens zu erzeugen.

Als Dr. Gutherz dann jedoch einen weiteren Aufsatz dieses *Psyche*-Sonderhefts liest, kommt er hierüber wiederum ein wenig ins Wanken und fragt sich bange, ob seine paranoide Anmutung tatsächlich so neurotisch ist, wie er zunächst dachte. In diesem Aufsatz nämlich schreibt Udo Hock über Zeit und Gedächtnis sowie über die Deckerinnerung als universelles Modell von Kindheitserinnerungen, wobei er sich in philosophisch gegründeter Weise auf Kierkegaard, Freud, Lacan, Laplanche, Zizek, Benjamin und Reik bezieht. Und obwohl Dr. Gutherz in jenem

Text, ausgehend von dessen poststrukturalistischen Bezugsquellen, eine leichte Melancholie des *futur antérieur* verspürt, welche ihn bei anderen Gelegenheiten eher verständnislos zurückließen, findet er Hocks Aufsatz zunächst im ganzen recht bündig und die Argumentation profund. Jedoch gegen Ende der Lektüre sieht Dr. Gutherz sich erneut mit jenem Stilmotiv des plötzlichen Wechsels von Tonfall und diskursivem Gepräge konfrontiert, das er für den begrifflichen Eigengebrauch unter die provisorische Bezeichnung der ›dissoziativen Abruptheit‹ gefasst hat.

Interessanterweise ist dieser Wechsel des Tons bei Hock nicht so drastisch; es werden keine derart starken Worte wie »Treuebruch« oder »Frevl an der traumatischen Erinnerung« verwendet. Vielmehr bezieht Hock sich, wie auch Sebald, auf Benjamins und Reiks Begriffe konservierendes »Gedächtnis« versus »zersetzende Erinnerung« (S. 836). Dabei bekräftigt er diese philosophische Dichotomie in ihrem Bezug auf ein Geschehen der mentalen »Gedächtnis«-Zerstörung durch die »Erinnerung« in genauso ausdrücklicher wie zwiespältiger Weise, indem er mit Emphase an Laplanches aporetisches Diktum des »bel optimisme de la destruction« erinnert, ohne jedoch dessen genaue Implikationen für seine Überlegungen zu explizieren. Auch schwebt über Hocks Kontemplationen eine schwer zu beschreibende Melancholie der philosophischen Aporie (von Gedächtnis und Erinnerung), die Dr. Gutherz bemerkenswert findet. Denn schon bei anderen Gelegenheiten war ihm aufgefallen, dass philosophische Diskurse dieser Art bisweilen durch eine uneingestandene Neigung charakterisiert sind, sich einer *Melancholie der Aporie* hinzugeben. Diese tendiert dazu, sich mit einer gewissen intellektuellen Behaglichkeit in einer Perspektive einzurichten, die zentralen Fragen des Lebens, aber auch des eigenen Forschungsgegenstandes als letzten Endes unlösbar und das heißt zumeist vor allem auch: als empirisch unerforschlich ansieht, und mehr noch: die diese Befindlichkeit wiederum – auf bittersüße Weise – als etwas geradezu Erhaben-Großartiges zu goutieren weiß (Weilnböck, 2002).

Zwar stimmt auch Dr. Gutherz damit überein, dass wir Menschen die großen existentiellen Rätsel von Leben und Tod, von Natur und Kosmos, nicht werden letztgültig lösen können. Aber: Er findet dies weder faszinierend noch großartig – noch recht eigentlich sehr bemerkenswert und interessant; und keinesfalls würde er sich mit einer pathetischen Haltung der grandiosen Unerforschlichkeit der Welt zufrieden geben. Was Dr. Gutherz also umso mehr bewegt – und dies scheint ihm eine vergleichsweise erforschbare Frage zu sein – ist, wie es dazu kommt, dass professionelle Psychotherapeut/innen oder Wissenschaftler/innen wie Hock, Caruth, Braese u.a. sich dieser Faszination und Melancholie einer Aporie von Gedächtnis und Erinnerung so bereitwillig und beinahe genussüchtig hingeben mögen – und zwar ausgerechnet ange-



sichts der gesellschaftlich so brisanten Thematik von massiver Gewalt und tief greifender mentaler Verletzung. Warum, so grübelt Dr. Gutherz mit Ungeduld, krepelt man nicht anstatt dessen die Ärmel hoch und packt zu, an einer der vielen Ecken des Problembereichs Gesellschaft und Psychotrauma, an denen – ganz vor-aporetisch – eine Menge geforscht und getan werden kann.

Besonders bemerkenswert findet Dr. Gutherz dabei die beinahe morbiden und apokalyptischen Züge, die diese Melancholie in den letzten Absätzen von Hocks Artikel erkennen lässt, zumal sie dabei auch in einen wiederum un-analytischen – ja, man muss beinahe sagen: anti-analytischen Gestus mündet. Hier nämlich nimmt Hock auf Theodor Reiks Allegorie der ägyptischen Mumien Bezug. Diese Mumien, die »tief in der Erde beigesetzt sind, werden Tausende von Jahren erhalten«, nur um dann – bedauerlicherweise, so scheint es – im Moment ihrer Freilegung, wenn sie dem Licht der Archäologie und metaphorisch auch dem der Psychoanalyse ausgesetzt sind, zu zerfallen. Die Tragik der unter der Sonne der analytischen Aufklärung zerfallenden Mumien – ein bittersüßes Bild des ›schönen Optimismus der analytischen Destruktion‹ sozusagen, das von Ferne mit Weinbergs und Sebalds Sätzen über »Tote«, »Exkorporation« und »Sakrileg« korrespondiert.

Hock jedenfalls wendet sich, durch Reiks Fantasie der zerfallenden Mumien angeregt, einem weiteren, gleichermaßen zwiespältigen Bild zu: Walter Benjamins unvermerkt brisanter Aussage, dass man »den Gegenstand der Geschichte aus dem Kontinuum des Geschichtsverlaufes [heraussprengen müsse]« (2003, S. 837, Benjamin, 1942, S. 594). Auch dies ein heftiges Wort, wie Dr. Gutherz findet, zumal auch hier gar nicht deutlich wird, was Hock mit ihm eigentlich verfolgt und inwiefern es für einen Vergleich von Psychoanalyse und Archäologie – so das denotative Thema des Absatzes – fruchtbar werden kann. Überhaupt waren jene Passagen weniger von einem nachvollziehbaren Gedanken-gang als von einem seltsam apokalyptischen und sprengungs-lüsteren Gout für Explosionen und Zerfall inspiriert. Den Erläuterungen seines Philologen-Freundes konnte Dr. Gutherz immerhin entnehmen, wie emphatisch und fraglos die große Benjamin-Begeisterung, die in der Literaturwissenschaft der Achtzigerjahre entstanden war, dessen Fantasien von Sprengungen, Explosionen, »Chocs« etc. anhing, ohne sich über deren destruktiven und aggressiven Implikationen hinreichend Klarheit zu verschaffen. Dies habe, so der Freund, vermutlich auch damit zu tun gehabt, dass gerade die politisch engagierten Geisteswissenschaftler/innen dieser Zeit in Benjamins sprengmeisterlichen Bildern und Allegorien den eigenen revolutionären Impetus wieder erkannten, wobei sozusagen im Habitus eines intellektuellen Dynamiteros, dessen Ziel es war, dem internationalen bürgerlichen Imperialismus empfind-

liche Schläge der ideologischen Kritik zu versetzen, mitunter die Prüfung der handlungsdynamischen Implikationen von allerlei Sprengungsvorstellungen vernachlässigt wurden (Weilnböck, 2005a).

Dr. Gutherz kann dem zumindest insoweit folgen, als es ihm nun gelingt, in Hocks Faszination über die Sprengung eines Kontinuums und den Zerfall von tausendjährigen Mumien sofort auch Caruths explosive Gedanken-Figur des Traumas als eines »massiven *Anschlag[s] auf das Verstehen*« wieder zu erkennen (S. 969). Auch leuchtete ihm ein, dass eine philosophische Schule, die einer Melancholie der Aporie zuspricht, ganz generell immer auch aggressive Denkfiguren goutieren würde, denn Melancholie und Aggression – das ist psychotherapie-wissenschaftlich gut belegt – stehen in einem direkten psychodynamischen Funktionszusammenhang, so dass die eine als die Kehrseite der anderen verstanden werden kann. So vorbereitet, vermag Dr. Gutherz dann auch den profund un- und gegen-analytischen Impuls besser zu verstehen, der Hocks kurioser philosophischer Melancholie von Mumien-Zerfall und Geschichts-Sprengung innewohnt. Auf seinen letzten Zeilen nämlich – als wollte er eine Symphonie mit einem besonders ausdrucksstarken Klang beenden – stellt Hock einige Betrachtungen über die »zersetzende Kraft der Analyse« an und darüber, wie diese dankenswerterweise »ihre Grenzen findet« in der Standhaftigkeit und »Unbeugbarkeit des Objekts« (wobei ausdrücklich alle Begriffe von Objekt zugelassen werden, inklusive des Lacanschen »objet a«) (S. 838). Angesichts dieser Zersetzungskraft der Analyse begrüßt Hock dann die »Unmöglichkeit, [das] Objekt restlos in einem Kausalnexus aufgehen zu lassen« und es einer »vollständigen Historisierung« und »Symbolisierung [zu unterziehen]«, und unterstreicht – in seinem Schlusssatz – mit viel positiver Emphase, dass immer ein »ahistorischer Kern des Unbewusstseins« bleibt, »der sich der Einbindung in das Signifikantengewebe widersetzt«.

Dies, so denkt Dr. Gutherz, hört sich beinahe so an, als wolle der Psychoanalytiker Hock mit dem Eifer der zahlreichen Gegner der Psychoanalyse, und der Aufklärung insgesamt, sympathisieren, welche oft genug – mitunter von »traumasüchtigen«, endorphin-beschwingten Affekten bewegt – ähnliche Gedanken über das Zersetzend-Analytische und dessen »kern[ige]« Abschaffung durch »ahistorische« Ganzheitsvorstellungen in Anschlag bringen, wenngleich dies dort zumeist in einem eher reaktiv-aggressiven als melancholischen Ton geschieht. Und Dr. Gutherz erkennt diesen Impuls auch in Roths, Caruths und Sebalds entschiedenen Vorbehalten gegen die mentale »Integration« von traumatischer Erfahrung wieder. Dabei versucht sich Dr. Gutherz konkret vorzustellen, wie der Psychotherapeut Hock denn verfahren würde, wenn sich bei einer/m Patienten/in herausstellen sollte, dass der »ahistorische Kern des Un-

bewussten« letzten Endes gar nicht so »ahistorisch« ist, sondern im Wesentlichen aus einer nicht integrierten Trauma-Erfahrung besteht, wie dies Dr. Gutherz wiederholte Erfahrung war. Welche Folgen hätte es dann, wenn ein Therapeut einer Wertschätzung der »Unbeugsamkeit« und Widersetzlichkeit aller Arten von mentalen Objekten – einschließlich unverarbeiteter Traumata (?) – huldigte, wenn er melancholisch von der wunderbaren »Unmöglichkeit«, alles vollständig zu verstehen und zu symbolisieren, bewegt wäre – und in diesem Sinne intervenierte? Würde dies nicht dazu führen, so fragt sich Dr. Gutherz mit Sorge, dass im Kontext eines solchen analytischen Verständnisses die biografisch frühen, schwerer erreichbaren Trauma-Erfahrung, die oft beinahe »ahistorisch« anmuten und jedenfalls recht »standhaft« und »Widerstands«-stark sind, in der Therapie höchstwahrscheinlich gar nicht auftauchen und – konnarrative – Gestalt annehmen könnten? Und würde dies alles letztlich nicht – wiederum – bedeuten, dass Therapie im unvermerkten Schulterchluss mit den Tätern, weniger pathetisch gesagt: mit gewaltförmigen Strukturen, agierte?

Mittlerweile jedoch kann Dr. Gutherz sein Unbehagen über diese unzweifelhaft wohlmeinenden aber durchweg zwiespältigen Trauma-Theoreme nur mit Mühe hintanhaltend. Dass sogar praktizierende Psychotherapeute/innen sich in so unanalytischer Weise von dergleichen melancholischen Gedankenfiguren des Unerklärlich-Ahistorischen und Unverfügbaren inspirieren lassen, anstatt sich auf ihre Aufgaben zu konzentrieren und ihre Aufmerksamkeit und Theoriebildung auf das zu richten, was im Rahmen des Erschließbaren liegt und was in der Therapie geleistet und geforscht werden kann, macht Dr. Gutherz zunehmend ungehalten.

Zu allem Überflus erhält er in anderen Quellen den Hinweis, dass Hock, Caruth, Braese, Baer u.a. bereits in der philologischen Textkritik von Reiks Dichotomie des bewahrenden »Konservativismus des Gedächtnisses« und der »Destruktivität der Erinnerung« (S. 836) mit einiger Eigenwilligkeit vorgegangen waren. Offensichtlich hätte man Reiks Begriffe genauer nachvollziehen und besser justieren können, wenn man sich direkt an seinen Text gewandt hätte und nicht den irreführenden Weg über Walter Benjamins Exegese gegangen wäre. Der Psychotraumatologe Mathias Hirsch jedenfalls kommt, ausgehend von Reiks Aufsatz, zu ganz anderen Nuancierungen. Er konzentriert sich nicht auf den Begriff des Gedächtnisses, sondern auf Reiks Unterscheidung zwischen »Erinnern« und »Gedenken« und begreift das »Erinnern« als therapeutischen Prozess der Verarbeitung traumatischer Erfahrung durch die narrative Verbalisierung, mithin so, wie Dr. Gutherz als Kliniker dies wohl auch getan haben würde. Das »Gedenken« hingegen läuft diesem Prozess zuwider und unterminiert ihn. Denn während das Erin-

nern ein »dynamischer Prozess« ist, welcher »das Selbst [verändert] und Platz für neue Objekte schafft«, ist das Gedenken »statisch« (S. 106). Anstatt also das Konzept des »Gedächtnisses« als unerschließlichen Schatz zu idealisieren, wie Hock und die oben zitierten, poststrukturalistisch orientierten Autor/innen es tun, richtet Hirsch seinen Blick auf Reiks kritischen Begriff des »Gedenkens« und versteht es als eine unvoreilhaftige Art der mentalen Interaktion, die darauf abzielt, »dem Vergangenen als Gegenwärtiges die Treue zu [bewahren]« (ebd.). Und diesen Satz empfindet Dr. Guthertz nicht nur als klärend, sondern auch als eine analytisch treffliche Antwort auf Sebalds ominöse Worte über die gebrochene »Treue« gegenüber »den Toten«, sowie auf den schuldgefühlshaften Gebrauch, den Braese u.a. von ihnen macht.

Ferner scheint Hirsch hier die Antwort auf ein weiteres Problem bereitzustellen, mit dem sich Dr. Guthertz in seiner Lektüre von Sebald, Caruth und Weinberg konfrontiert sah: das häufige Auftauchen von abhängigenden und aggressiven (Übertragungs-)Gefühlen, die während des Lesens der Texte wirksam wurden: Denn nicht nur ist in Hirschs Reik-Lektüre das »Gedenken [...] das Gegenteil von erinnernder Lösung«. Es wird darüber hinaus identifiziert mit dem »Ressentiment«; dieses nämlich »hält fest, hält das Trauma lebendig«, bewahrt sozusagen seine »Integrität« und »löst sich nicht einmal in wütende Rache« (ebd.). Dass Dr. Guthertz in seiner Lektüre nicht selten das Gefühle hatte, es mit einer leisen Ängstlichkeit, aber auch mit Bedrohungen und mitunter mit bohrendem Ressentiment zu tun zu haben, ohne diese jeweils genau auf ihre Quellen zurückverfolgen zu können, mag also u.U. damit zu tun haben, dass die Autor/innen dieses Diskurses, während sie Reiks kritischen Begriff des Gedenkens sowie den positiven Begriff des Erinnerns vollkommen übergehen und verzerren, unbewusst in kognitiven Mustern befangen sind, die diesem »Gedenken« im Sinne von »Ressentiment« analog sind. Damit aber arbeiten sie unwillkürlich dem traumatherapeutischen, »dynamischen Prozess« entgegen und stellen dem lösenden und narrativen »Erinnern« Reiks – und im Grunde der gesamten psychodynamischen Tradition nach ihm – Widerstand entgegen.

An diesem Punkt jedenfalls muss Dr. Guthertz sich einige Erschöpfung und Enttäuschung eingestehen ob der sich ihm zunehmend aufdrängenden Einsicht, dass die philosophischen Diskurse, in welche er so viel Hoffnung gesetzt hatte, im Großen und Ganzen sehr zwiespältig sind. Dr. Guthertz geht zwar nach wie vor davon aus, dass auch solcherlei klinisch widersinnige Kontemplationen über mentale Traumata vielleicht irgendwo ihren ganz eigenen therapie-affinen Nutzen entfalten – oder doch zumindest nicht schaden können. Unerschütterlich jedoch steht jetzt sein Entschluss, sich eine Pause zu gönnen und die wegen

seines anstrengenden Ausflugs in die Sphären philosophischer Traumaschriften seit Tagen vernachlässigte Tageszeitung zu lesen.

Als er daraufhin die letzten Ausgaben der *Frankfurter Rundschau* durchsieht, glaubt er jedoch seinen Augen nicht trauen zu können, und es beschleicht ihn die Ahnung, dass jene philosophische Kontemplationen, so unschuldig sie erscheinen mögen, möglicherweise doch nicht frei davon sind, mitunter großen Schaden anzurichten. Hier nämlich hat der bekannte Sozialpsychologe Harald Welzer eine Debatte über Psycho-trauma-Therapie eröffnet, die Dr. Gutherz weder sachgemäß noch irgend nützlich finden konnte. Legt doch Welzer in wenig komplizierten und sehr pauschalen Feststellungen nahe, dass die meisten Trauma-Therapeuten etwas eher Schlechtes in der Welt seien – und dies hatte Dr. Gutherz wahrlich nicht im Sinn, als er eine entspannte Pause machen und Zeitung lesen wollte. Freilich ist Dr. Gutherz nicht naiv und weiß wohl, dass man, um die Aufmerksamkeit der Medien zu wecken, schon etwas dicker auftragen muss und es jedenfalls seine Wirkung nicht verfehlt, wenn man dabei ein Tabu oder Ressentiment berühren kann. Was Dr. Gutherz jedoch nicht wusste, ist, dass die Verunglimpfung von Traumatherapie mittlerweile zu einem leicht entzündlichen populären Ressentiments geworden ist. Welzer jedenfalls scheint genau darauf aufbauen zu wollen. So konstatiert er im Gestus der Grundsätzlichkeit: »Die Ideologie des Durcharbeitens und Konfrontierens schreibt den Opferstatus fest, obwohl sie ihn zu beseitigen vorgibt« (*Frankfurter Rundschau*, 13.6.2003); und um dies nicht nur zu unterstreichen, sondern auch noch zu personalisieren: »Jeder gute Therapeut wird jenem Bewältigungsstil Raum geben, der dem Patienten hilft; nur die schlechten halten sich an Glaubenssätzen fest – dass *Erinnern* grundsätzlich besser als *Vergessen* sei«.

Das war starker Tobak. Gewiss: Es gab Ansätze und Vorkommnisse in der Geschichte der Psycho- und Psychotrauma-Therapie, die Anlass zur Kritik gaben – wie sollte es anders sein. Man denke nur an die vorwiegend US-amerikanischen Kindheitstrauma-Hysterien in den Achtziger- und Neunzigerjahren, die dann letztlich die False-Memory-Debatte hervorbrachten, weil zunehmend deutlich wurde, dass die im Behandlungszimmer auftauchende, plötzliche Erinnerung an vormals vollständig vergessene Misshandlungen in der Kindheit in den meisten Fällen ein von suggestiv-sensationalistischen Therapieansätzen erzeugtes Artefakt waren (Prager, 1998). Dies alles ist heute aber längst überwunden und durchgearbeitet. Auch bleibt Welzer jeglichen konkreten Verweis auf irgendeine bestimmte Problematik schuldig und beschränkt sich auf pauschale Polemik.

Umso mehr jedoch will es Dr. Gutherz auch scheinen, dass ein genauerer Blick auf Welzers eigentümliche Intervention lohnend sein

könnte. Denn von hier aus zurückblickend auf die philosophischen Autor/innen, die er die Tage zuvor las, lässt ihn fragen, ob nicht auch deren wesentlich elaboriertere Theoreme Latenzen enthalten, die mit Welzers kruder Anschwärzung der Traumatherapeut/innen korrespondieren, und mehr noch: ob nicht diese Diffamierung als die letztendlich diskurs-praktische Konsequenz jener Theoreme verstanden werden muss. Sieht man nämlich von dem unterschiedlichen Duktus ab, scheint Welzer von den Aussagen von Weinberg, Roth, Caruth, Sebald u.a. nicht weit entfernt, zumal sogar Weinberg die Psychoanalyse und Psychotherapie zwar nicht diffamierte, sie aber doch entschieden in jenen Bereich verweist, der ihn ausdrücklich »nicht interessiert«.

Im Zuge seiner vergleichenden Überlegungen wird Dr. Gutherz letztlich deutlich, dass eigentlich alle Autor/innen inklusive Welzer gleichermaßen Weinbergs Satz beipflichten müssten, dass »das im Trauma Vergessene« auch das einzig »adäquat Bewahrte« ist und dass »es nicht darum gehen kann [...] es erinnern zu wollen«; ferner, dass, wer auch immer diese untunliche Ambition verfolgt, entweder ein »schlechter Therapeut [ist], welcher »einer [schlechten] Ideologie des Verarbeitens [anhängt] und damit den Patienten zum Opfer macht« (Welzer) oder, anders ausgedrückt, eine »Exkorporation des Traumas« vornimmt (Weinberg) und/oder »einen Frevel an der traumatischen Erinnerung« begeht (Caruth, Baer), unzulässigerweise »mit der Realität der Vergangenheit spielt« (Caruth, Braese), »den Toten die Treue bricht« (Sebald, Braese) oder zumindest das »Genießen« des »traumatischen Wissens« verdirbt (Juraville) und es für die »narrative Lust« aufopfert (Roth). Obwohl also Welzers Ansatz sicherlich weit davon entfernt ist, poststrukturalistische Theoreme und Modelle in Betracht zu ziehen, sondern eher deren epistemologisches Gegenteil – empirische Forschung – vertritt, und auch wenn er kaum geneigt scheint, auch nur anflugsweise psychodynamische und klinische Begriffe und Ressourcen zu beherzigen, wie poststrukturalistische Autor/innen dies mitunter tun, ist doch der Impetus seiner Polemik von dem der genannten Autor/innen nicht sehr verschieden. Allen gemeinsam nämlich scheint die Grundüberzeugung zu sein: »Das Trauma [muss dem Gedächtnis] un verfügbar bleiben.«

Als Dr. Gutherz dann ein wenig in das erfolgreichste von Welzers (et al.) Büchern hineinsieht, stellt er neben aller Begeisterung über dessen Befunde fest, dass man dort, was den Aspekt der »Treue« gegenüber »den Toten« betrifft, zumindest in Sachen Konsequenz noch über jenen Konsens hinausgeht. In *Opa war kein Nazi*, das auf ausführlichen sozialwissenschaftlichen Interview-Studien beruht, formulieren Welzer et al. die These, dass Menschen in ihrem Umgang mit der Vergangenheit strikt unterscheiden zwischen einer nationalen und staatsbürgerlichen sowie einer privaten und familiären Ebene von Erinnerung. Während näm-

lich die meisten Deutschen in staatsbürgerlicher Perspektive aus tiefstem Herzen missbilligen und Aufklärung darüber verlangen, was während des Nationalsozialismus geschah, lassen sie auf der familiären Erinnerungsebene große Verhaltenheit und eine hartnäckige Neigung zur (Selbst-)Täuschung erkennen. So würden in der Familienerinnerung an die Groß- und Urgroßeltern nicht selten illusionäre Vorstellungen darüber entwickelt, dass und inwiefern diese am Nationalsozialismus gar nicht wirklich beteiligt waren. In Einzelfällen ist sogar nachweisbar, dass die Enkel überzeugt sind, ihre Großväter wären im Widerstand tätig gewesen, während sie in Wahrheit an der Ostfront als Wehrmachtssoldaten oder gar SS-Männer im Einsatz waren. Dabei gingen diese Vorstellungen gar nicht unbedingt auf bewusste Geschichtsklitterungen durch Großeltern und Eltern zurück, sondern bildeten sich ganz eigenständig, indem die Enkel sozusagen zwischen den Zeilen der familiären (Nicht-)Kommunikation über jene Zeit lasen. Und in dieser Exegese bildete sich dann vielfach ab, wie sehr die Familie in der Rückschau Abstand davon nahm, was zuvor unterstützt oder zumindest gebilligt wurde, und wie sehr man eventuell sogar suggerierte, man habe das Regime im ganzen gar nicht sonderlich gemocht und wäre mit vielem, wofür die Partei stand, im inneren Widerspruch gelegen; persönliche Verantwortlichkeiten jedenfalls wurden kaum jemals familiär kommuniziert.

Diese Befunde scheinen Dr. Gutherz hoch interessant und psychodynamisch gut nachvollziehbar. Auch bestätigen sie vollauf, was man in den letzten ein, zwei Jahrzehnten vielfach über entsprechende Erfahrungen aus der Psychotherapie und Familiendynamik lesen konnte und unter dem Begriff der Transgenerationalität und des Familiengeheimnisses zu fassen suchte, was jedoch bisher noch wenig auf Fragen der Täter und Tatbeteiligten angewandt und empirisch beforscht wurde. Umso bedauerlicher findet es Dr. Gutherz deshalb, dass Welzer et al. den Bereich dieser psychotherapie- und biografiewissenschaftlichen Forschung beinahe gänzlich ignorieren; schmerzlich vermisst er ein genaueres Eingehen auf Autor/innen wie A. Adelman, M.S. Bergmann et al. (Hrsg.), M. Buchholz, H. Faimberg, K. Grünberg, J. Kestenberg, I. Kogan, G. Rosenthal (Hrsg.), J. Rösen/J. Straub (Hrsg.), C. Schmidt, C. Schneider und viele andere. Denn diese Autor/innen zeigten in qualitativen Einzelfallanalysen aus der Psychotherapie und Biografieanalyse, wie die ver-/be-schwiegenen Gewalt- und Trauma-Erlebnisse der Eltern auf dem Wege der unbewussten familiären Übertragungsdynamik an die Kinder vermittelt werden, dergestalt dass diese dann in der eigenen psychosozialen Entwicklung schweren Belastungen ausgesetzt waren.

Jenseits dieser bedauerlichen Auslassungen, die dem Kliniker Dr. Gutherz unbegreiflich anmuten, sind es aber vor allem einige der ganz nebenher gezogenen Schlussfolgerungen Welzers, welche ihm fragwürdig

erscheinen und in denen er bereits jene später erfolgende, eigentümlich ressentiment-behaftete Traumatherapie-Polemik sich abbilden sieht. So z.B. geht Welzer davon aus, dass jene familienbiografischen Umdichtungen, bei denen ehemals Tatbeteiligte und Mitläufer des Nationalsozialismus zu »widerständigen Großeltern und Urgroßeltern« werden, »unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt ein motivierendes Beispiel dafür geben« könnten, »sich selbst couragiert zu verhalten, wenn nahe (sic!) Menschen bedroht oder verfolgt werden«. Denn solche »umgedichteten Geschichten von Heldentum, Widerstand und Zivilcourage« würden zumindest zeigen, dass »individueller Widerstand auch in totalitären Zusammenhängen möglich und sinnvoll ist« (Welzer et al., 2002, S.78f., vgl. auch Lohl, 2003).

Von seiner systemisch-psychotherapeutischen Sicht auf die interaktionale und psychologische Dynamik von Familien und Familienbiographien her kann Dr. Gutherz nicht umhin, sich über das Ausmaß an Naivität zu wundern, mit der ein namhafter Sozialpsychologe es vermag, in apologetischen innerfamiliären Mythen, Illusionen und auch in bewussten Lügen und Verheimlichungen einen pädagogischen Mehrwert zu erkennen. Als ob die eigene Familie nur ein handliches Geschichtsbuch wäre, in dem man nach Gusto Pädagogisches erlesen oder das man in Zweifelsfall auch einfach beiseite legen könnte. Ein Familienklima, in dem substanzielle Verheimlichungen und systematische (Selbst-)Täuschung wirksam sind, wird aber in keiner Hinsicht sehr entwicklungsförderlich sein können. Jedenfalls wird es kaum geeignet sein, nachhaltige Formen der »Courage« zu generieren – selbst unter den besten denkbaren Umständen nicht, in denen die Familie sich aufrichtig bemüht, angemessene Einschätzungen und liberale politische Einstellungen hochzuhalten. Gleichmaßen unwahrscheinlich ist es, dass höher entwickelte Formen dieser »Courage«, also ausgefeilte Fähigkeiten der Konfliktlösung sowie der psychosozialen Kompetenzen der Ambivalenzintegration und Frustrationstoleranz, entstehen. Für wahrscheinlicher hält Dr. Gutherz es vielmehr, dass dergleichen Milieus zwanghafte oder dissoziative Formen von »Courage« und politischer Aktivität hervorbringen, die vor visionär aufgeladenen und mitunter militanten Handlungsformen nicht zurückschrecken – soweit überhaupt die Ebene von politischer Apathie überschritten zu werden vermag.

Auch muss Dr. Gutherz hierbei sofort an die gerade aktuell geführte nationale Debatte zu Günter Grass' beinahe lebenslangem Schweigen über seine SS-Mitgliedschaft denken, und hierbei wird ihm klar: So naiv die Hypothese von der guten erzieherischen Wirkung von Familienmythen der edleren Art auch sein mag, sie scheint doch eine bestimmte Saite im politischen Denken der deutschen Bevölkerung und auch der Intellektuellen zu treffen. Denn nicht Wenige zogen im Falle Grass den



Schluss, dass er, obwohl er seine SS-Mitgliedschaft verschwiegen hatte und indem er gleichzeitig andere energisch öffentlich ermahnte, ihre Verstrickungen während der Kriegszeit aufzudecken, dennoch und gerade deshalb eine unanfechtbare moralische Instanz war und als solche im Nachkriegsdeutschland einen wichtigen politischen und erzieherischen Einfluss ausübte.

Umso mehr gewinnt Dr. Gutherz den Eindruck, dass Welzers Konzept der pädagogisch gutartigen Familien-Geschichtsklitterungen keineswegs auf einen vollends unschuldigen Fall von sozialpsychologischer Unkenntnis zurückzuführen ist, sondern auf jene »Gefühlserbschaften« und »Entlastungsdiskurse«, die in Tätergesellschaften immer wieder beobachtet wurden (Morgenroth & Reuleaux, 2004, S. 276ff. und Lohl, 2003). Auch findet sich Dr. Gutherz in seiner Einschätzung dadurch bestätigt, dass Welzer offensichtlich versucht, seine eigentümliche Annahme durch eine noch absonderlichere – und wiederum ressentiment-behaftete – abzusichern. In ausdrücklicher Entgegensetzung nämlich zu einem mutmaßlichen Gemeinplatz, dessen Entstehung Welzer auf die von ihm offenbar beargwöhnte Epoche der 1968-Bewegung zurückführt, bestreitet er entschieden, dass die Kriegsgenerationen »ihre Erlebnisse« nach dem Krieg hätten »verschweigen und verdecken« wollen. Vielmehr ginge diese Meinung auf eine unfundierte »Vermutung« und einen sorgfältig »kultivierten Mythos« seitens der Söhne und Töchter zurück, in dem »die eigenen Probleme der so genannten 68er Generation« sichtbar würden, die Welzer gleichwohl nicht weiter spezifiziert (2002, S. 26).

Noch ganz perplex von der Massierung dergleicher Betrachtungen, die Dr. Gutherz fraglos mutig und unzeitgemäß, aber letztlich vor allem unsinnig erschienen, entsteht in ihm die Frage, ob sich hierin nicht unvermerkt genau dasjenige Handlungsmuster (re-)inszeniert, das dem von Welzer anvisierten Begriff der »Courage« eigentlich zugrunde liegt. Denn Welzer legt ja nahe, dass die Kriegsgenerationen gerne rückhaltlos über ihre Erlebnisse und Verstrickungen gesprochen hätten, wenn nur ihre Kinder, die renitenten 68er-Student/innen, sie hätten ausreden lassen. Und diese unerhörte These, zumal sie inhaltlich kaum tragfähig scheint, muss durchaus furchtlos, mutig und »couragiert« in dem Sinn genannt werden, dass sie jedenfalls geeignet ist, ein hohes Maß an Aufmerksamkeit und Polarisierungen zu erzeugen. Schiebt Welzer hier doch den schwarzen Peter der verschwiegenen – und »unverfügbar« gehaltenen – Vergangenheit zwischen Eltern und Kindern hin und her, was angesichts der notorischen Verspannungen in den Generationsverhältnissen der letzten Jahrzehnte einige Aussicht auf eine höchst dynamische Resonanz hat.

Mithin scheint hier eine Form der »Zivilcourage« wirksam zu werden, die nicht so sehr rechts-schützend motiviert ist, als dass sie mut-

willig auf ein energisches und emotional turbulentes Ausagieren von dissoziierten gesellschaftlichen Konflikt- und Aggressionspotentialen zutreibt? Dies jedenfalls scheint Dr. Gutherz die einzige ihm plausible Erklärung zu sein – im übrigen auch dafür, wie die erstaunlichen Missverständnisse, die der Sozialpsychologe Welzer über die Gesetzmäßigkeiten von innerfamiliärer Kommunikation erkennen lässt, mit seinem seltsamen Impuls der Traumatherapie-Diffamierung zusammengehen: Denn in Zusammenhängen der Transgenerationalität der Überzeugung zu sein, dass es eigentlich die Kinder sind, die Schuld haben, dass also »die eigenen Probleme« »der so genannten 68er Generation« verantwortlich zu machen sind, ist in seiner interaktionalen Logik mit der Zurückweisung von Traumtherapie kongruent. Bei beidem handelt es sich um anti-analytische Impulse der Abwehr gegen psychosoziales Durcharbeiten von persönlichen Verantwortlichkeiten und Erfahrungen von Gewalt, Trauma und Konflikt; und es handelt sich um Impulse der Täterdeckung. Durchaus Ähnliches, so stellt Dr. Gutherz fest, kann freilich auch für jene poststrukturalistische Grundüberzeugung gesagt werden, dass »das Trauma [dem Gedächtnis] unverfügbar bleiben [muss]«. Jedoch: Gezeichnet von den Beschwerlichkeiten dieses im Ganzen so undankbaren Lektüreunterfangens, findet Dr. Gutherz, dass die Geistes- und Kulturwissenschaftler/innen letztlich selbst aufgerufen sind, dergleichen Missverständnisse aufzulösen. Für seinen Teil beschließt Dr. Gutherz, all das hinter sich zu lassen – und sich ein wenig Urlaub zu gönnen. Und die einzigen Bücher, die er dorthin mitnehmen möchte, sind ein paar gute klinische Studien und Romane von Haruki Murakami (Weilnböck, 2007c).

### III

Ich selbst – der Autor dieses Essays – habe bedauerlicherweise keine Zeit für Urlaub: ich bin der ›philologische Freund‹, den Dr. Gutherz zurückgelassen hat. Und es wird mir, dem Geisteswissenschaftler, aufgegeben sein, zusammenzufassen und Schlussfolgerungen zu ziehen, was meinem Freund Dr. Gutherz, liebenswürdig und gutherzig wie er ist, vermutlich nicht leicht gefallen wäre und was ihm im Grunde auch gar nicht zugemutet werden sollte.

Was genau nämlich war es eigentlich, was meinem Freund, dem Psychotherapeuten Gutherz, widerfuhr, als er versuchte, philosophische und literaturwissenschaftliche Aufsätze zum Thema *Trauma* zu lesen? Er begegnete Texten, welche ihn zunächst faszinierten und dann immer wieder auch verstörten, weil sie als gemeinsamer Nenner ihrer Grundaussagen und Handlungsimplicationen – mehr oder weniger ausdrücklich oder bewusst – jedem Bestreben nach Artikulation und narrativem

Erschließen von traumatischen Erfahrungen Widerstand entgegensetzen. Die Umwandlung von traumatischer Erfahrung in »narrative Strukturen« und der expressive und ko-narrative Diskurs darüber, das tägliche Geschäft und die tief empfundene Berufung des Therapeuten Gutherz, schien hier mit allerlei philosophischen Einwänden belegt und in eigentümlich wortreicher und im Zweifelsfall auch energischer Weise verurteilt zu werden. Gleichzeitig jedoch waren jene philosophischen Texte durchdrungen von Zeichen des höchsten Respekts und Mitgefühls gegenüber denen, die (im Holocaust und/oder in anderen Gewalt- und Trauma-Ereignissen) gelitten haben, wie auch von dem Willen, das Gedenken an die Toten aufrechtzuerhalten. Darüber hinaus sind die Autoren offensichtlich bestrebt, wenn nicht die Opfer selber dann doch das Trauma an sich in Schutz zu nehmen und sich seiner anzunehmen, mit dem Ziel, künftige Gewalt und Verletzung verhindern zu helfen.

Was die Angelegenheit weiterhin problematisch macht und in dieser höchst konflikthaften diskursiven Konstellation einige zusätzliche Verwirrung stiftet, ist die Tatsache, dass sich die ohnehin sehr komplex gewundenen Gedankengänge zuweilen auch systematisch ambivalenter und paradoxer Ausdrucksmuster bedienen und sich damit von Traditionen westlicher Geistesgeschichte nähren, welche über den Poststrukturalismus hinausgehen und sich über Adorno (Kansteiner 2004, S. 195ff) oder – möglicherweise – gar Heidegger bis weit ins zwanzigste Jahrhundert und dahinter zurück zu erstrecken scheinen. Dieser komplizierte Diskursduktus erreicht nicht selten eine Dichte und begrifflichen Eigenwilligkeit, die schon abgesehen von allen inhaltlichen Fragen der interdisziplinären oder auch nur denkschulen-übergreifenden Verständigung abträglich sein muss. Man denke an Weinbergs oben zitierten Satz, dass die »unterstellte Wahrheitsfähigkeit menschlichen Erinnerns dabei nicht nur jeweils daran [hängt], dass die ursprüngliche Göttlichkeit der Wahrheit, ihre Unverfügbarkeit für den Menschen, vergessen (gemacht) wird, sondern dass dieses Vergessen seinerseits in Vergessenheit gerät« (S. 203), oder an das von ihm emphatisch herangezogene Diktum Friedrich Kittlers: »Im Vergessen des Wortes Vergessen fallen Geäußertes und Äußerung zusammen. Der Taumel dieses Zusammenfalls ist die Wahrheit« (ebda).

Auf was dies alles letzten Endes hinausläuft und was die Quintessenz des interaktionalen Impetus und auch der mutmaßlichen Wirkung dieses Diskurses ist, lässt sich jedoch in jener grundsätzlichen Forderung, dass psychotraumatische Erfahrung nicht in narrative Form gebracht werden soll, zusammenfassen. Insofern kann man die diesbezüglichen Aussagen der zitierten Texte, ungeachtet der Komplexität ihrer linguistischen und semantischen Struktur, einigermaßen wörtlich nehmen: »Das Trauma [muss dem Gedächtnis] unverfügbar bleiben«, und

jedes »bewusste Erinnern« kommt einer »inadäquaten Repräsentation« gleich. Der »Philosophie [und] Geschichtsschreibung« obliegt es dann folgerichtiger Weise, »die traumatische Rückseite jeden Erinnerns vergessen [zu machen]« (Weinberg, S. 206); einzig literarische Texte können sich »auf das Zusammenspiel von Trauma und Erinnerung einlassen« – und die Psychologie wird nicht einmal erwähnt in diesem kleinen Panorama der Humanwissenschaften. Dabei werden die Aussagen in solch entschiedener Weise getroffen, dass es nicht weiter maßgeblich scheint zu eruieren, ob sie als ontologische Setzungen zu erachten sind, wie ihre rhetorische Form durchweg impliziert, oder nur als tentative philosophische Betrachtungen. Dadurch wäre den Autor/innen immerhin einiger Spielraum gewährt, die so definierte Kulturbefindlichkeit des Dardarfst-nicht-Sagen als eine eher unglückliche, änderungswürdige anzusehen. Es ist nicht nur der Akt der Verbalisierung sondern tatsächlich auch der mentale Prozess der »Integration des Traumas«, der diskreditiert und zurückgewiesen wird: Die psychische »Integration des Traumas« wird – während man mitunter einräumt, dass sie für Belange der Therapie unverzichtbar sei – als etwas sehr »Bedrohliches« angesehen, was die »Aura [des Traumas] zerstört« und es »seiner Einzigartigkeit beraubt«, (Roth, 1998, S. 167). Caruth (in Braese, 2003, S. 969) und Baer (2000, S.27) legen nahe, dass die Verbalisierung und »Integration« traumatischer Erfahrung kein Gewinn sondern ein Verlust der »wesentlichen Genauigkeit und starken Wirkung« des Traumas wäre und letztlich ein »Sakrileg an der Integrität [des Traumas]« bedeutete. Dass »die schreckliche Vergangenheit durch die »vorhandenen psychischen Strukturen« [der Person] gereinigt werden könnte« – ein Gedanke übrigens, welcher ex negativo die Möglichkeiten von Trauma- und Psychotherapie in bezeichnender Weise überschätzt und geradezu messianischen Erwartungen Vorschub leistet – hat in Roths Sichtweise die missliche Folge, dass dadurch die traumatische »Vergangenheit« »relativiert« und »normalisiert« wird. Und Caruth fürchtet, dass die »wesentliche Unfassbarkeit« des Traumas sowie sein aggressiv-destruktives Potenzial, einen »massiven *Anschlag auf das Verstehen*« auszuführen, verloren geht. Darin aber erkennt sie keineswegs einen therapeutisch-zivilisatorischen Zuwachs an Gewaltverarbeitungs-Kompetenz, sondern im Gegenteil einen zu beklagenden Sachverhalt, den es ausdrücklich zu verhindern gilt.

Um diese Missbilligung von narrativen Artikulationen traumatischer Erfahrung eindrücklich zu formulieren und philosophisch zu untermauern, haben Caruth, Braese und andere eine in den Philologien inzwischen weithin gebräuchliche konzeptuelle Unterscheidung zwischen »Gedächtnis« und »Erinnerung« in Anspruch genommen. Wie dies eventuell einer generellen Tendenz von philosophischen Dichotomien überhaupt entspricht, zielt das binäre Begriffstandem, so zeigte sich, im

Grunde auf einen mentalen Mechanismus der Abspaltung von und kontrollierten Verfügung über komplexe Erfahrungs- und Ausdruckszusammenhänge der individuellen und kollektiven Gewaltverarbeitung. Es ist also das Handlungsprinzip von *divide et impera*, in dem jene antagonistische Szene zwischen dem »bewahrenden Gedächtnis« und den »zersetzenden« Kräften der narrativen »Erinnerung« evoziert wird und in der die (dissoziative) Sympathiezuweisung letztlich dem »Gedächtnis« anheim fällt.

Dass dergleichen philosophische Dichotomik regelmäßig auch von einer gedanklich-emotionalen Befindlichkeit der *Melancholie der Aporie* begleitet ist und somit Begriffe wie den der »unverfügbaren Wahrheit« zentral setzt, trägt freilich nicht so sehr zur Aufhebung als zur Verfestigung dieses Abspaltungsmechanismus bei. Auch muss eine so geartete Dichotomik in ihrer interaktionalen Wirkung unwillkürlich Dynamiken der suggestionsbildenden Doppelbindung entfachen. Somit entspricht dieses eigentlich genuin dissoziative Denk- und Handlungsprinzip – das überraschender Weise einer *binären* Begriffsbildung aufruft, welche von poststrukturalistischer Seite aus in aller Regel entschieden zurückgewiesen wird – eher dem defensiven Bedürfnis, psychische Impulse der Abwehr und Verdrängung auszuagieren, als dass es dazu beitragen könnte, die Optionen des kulturellen und gesellschaftlichen Durcharbeitens (und Containments) von psycho-traumatischer Erfahrung zu erschließen und zu unterstützen; – wie es ferner auch jeder methodenfesten wissenschaftlichen Forschung in diesem Fragenfeld zuwiderläuft.

Umso bemerkenswerter ist, dass die Dichotomie von Gedächtnis und Erinnerung, für die man sich gemeinhin indirekt – über Walter Benjamin – auf den Psychoanalytiker Theodor Reik beruft, schon in philologischer Hinsicht eine reichlich eigenwillige Auslegung Reiks genannt werden muss. Sie umgeht nämlich dessen weitaus zentralere Unterscheidung zwischen therapeutischem »Erinnern« und defensivem »Gedenken«, welche z.B. der Psychotraumatologe Mathias Hirsch in seinem eher klinisch orientierten und darum keineswegs theorie-melancholischen Zugang Reiks Text zu entnehmen vermag. Trefflich insistiert Hirsch mit Reik, dass »Erinnern« in keiner Weise »inadäquat« oder »zerstörerisch« ist, sondern vielmehr den Prozess des mentalen Durcharbeitens und Integrierens von traumatischer Erfahrung ins Werk setzt (Hirsch, S. 106). Zudem macht Hirsch auf die psycho-dynamische Kongruenz zwischen diesem »Gedenken« und dem »Ressentiment«, d.h. der reaktiven Aggression, aufmerksam. Und dies erlaubt einen gänzlich anderen Blick darauf, wie und wo auch im philosophischen Traumadiskurs selbst »destruktive Kräfte« und aggressionserzeugende Doppelbindungen wirksam sein mögen (S.106f.). Denn wenngleich die angeführten Texte in Ganzen eher bedächtig voranschritten und vorderhand weit entfernt schienen,

emotionale Dynamiken des Ressentiments zu aktivieren, so nahm der Leser Gutherz dennoch manches Mal ressentiment-behaftete Übertragungseffekte wahr. Und bei einem, allerdings ganz und gar nicht poststrukturalistisch positionierten, Autor – Harald Welzer – war dies in geradezu drastischer Weise der Fall. Dem entspricht freilich der vielfach aufgewiesene psychodynamische Zusammenhang, dass ausgeprägte Neigungen zu melancholischen Gedankenfiguren immer auch mit einem Aggressionspotenzial einhergehen.

Insgesamt zeichnet sich also der Befund ab, dass die poststrukturalistisch inspirierten philosophischen Traumatheorien, obwohl gerade deren jüngere Protagonist/innen auch eine tief empfundene Besorgnis über die großen zivilisatorischen Gewaltexzesse des zwanzigsten Jahrhunderts zum Ausdruck bringen und einiges Engagement erkennen lassen, zur gesellschaftlichen Prävention beizutragen, letztlich unwillkürlich eine mentale Abwehrhaltung befestigen, die dem Erzählen und Durcharbeiten von traumatischer Erfahrung diametral entgegensteht und damit den Kreislauf von Gewalt und Trauma eher befördert als ihm zu wehren.

Sicherlich könnte man versucht sein, die theoretischen Setzungen, die dem Kliniker Gutherz letztlich so viele Schwierigkeiten bereiteten, in einer wohlwollenden Weise zu lesen. Man könnte z.B. der Annahme folgen, dass sich die anti-narrativen und anti-analytischen Beschränkungen der Verbalisierung von Trauma nicht wirklich auf Fragen des individuellen Ausdrucks – und der individuellen Psychotherapie – beziehen und dass Welzers impulsiver Ausfall gegen die Trauma-Therapie eine singuläre Erscheinung ohne weitere strukturelle Relevanz sei. Man könnte vielmehr davon ausgehen, dass diese Beschränkungen sich nur auf öffentliche Diskurse beziehen, wie sie beispielsweise in der Geschichtsschreibung oder in Kulturwissenschaft und Feuilleton geführt werden. Jedoch: die Autor/innen selbst versäumen es gänzlich, entsprechende Präzisierungen ihres Gegenstandes und Gültigkeitsbereichs zu vollziehen. Zudem müsste ja zunächst erwogen werden, ob eine Beschneidung und ästhetische Restriktion der öffentlichen Diskurse nicht unweigerlich auch Rückwirkungen auf die individuellen Prozesse der Traumatherapie haben.

Vielleicht auch sind es nur ganz bestimmte Formen der medialen und ästhetischen Repräsentation, die in Zweifel gezogen werden sollen. Die Verbalisierung und narrative Darstellung von Ereignissen der Gewalt und Verletzung stellt ja ein mutiges und anspruchsvolles Unterfangen dar, das manche psychische und narrative Herausforderung in sich birgt. Vieles dabei scheint misslingen zu können; zumindest mag sich einem Zuschauer oder Leser rasch das spontane Gefühl einstellen,

dass eine bestimmte narrative Repräsentation – sagen wir des Holocaust – untunlich oder unglücklich ausgefallen ist. Denn ob oder ob nicht und unter welchen Gesichtspunkten man eine Darstellung des Holocaust als ge- oder misslungen bezeichnen sollte, stellt eine schwierige, emotional aufgeladene und vor allem: kategorial völlig ungeklärte Frage dar. Bislang ermangelt wir jedes auch nur ansatzweisen Konsenses, der uns stichhaltige, mehr als nur geschmackliche Kriterien für eine ästhetische und/oder ethische Einschätzung von medialen (Trauma-)Narrative an die Hand gäbe. Man denke nur daran, wie z.B. Claude Lanzmann über Spielbergs mutmaßlich verfehlten Film *Schindlers Liste* sprach – »wenn Spielberg wirklich über den Holocaust nachgedacht hätte, hätte er diesen Film nicht gemacht« – und ihn implizit mit der US-Fernsehserie *Holocaust* gleichsetzte (in Hansen S. 301). Und man denke daran, wie Lanzmann selbst mit hohem ästhetischen und philosophischen Anspruch seine eigene neunstündige Fernsehfilm-Folge *Shoah* produzierte, welche sich in der Tat stark von Spielbergs Herangehensweise unterscheidet, jedoch seinerseits Elemente enthält, die man als problematisch bezeichnen könnte. Verfäht doch die Dramaturgie mit den darin interviewten Personen häufig in überaus manipulativer und bisweilen sogar missbräuchlicher Weise, was jedoch von den Kritikern und vom akademischen Publikum kaum wahrgenommen wurde (LaCapra, 1997, Weilnböck 2003).

Weinberg begibt sich aber überhaupt nicht auf die Ebene von Überlegungen zu konkreten zeitgenössischen Mediendarstellungen von Traumathemen. Er konzentriert sich auf die theoretische Erörterung von diesbezüglichen philosophischen und historiographischen Fragen und zieht zuweilen psychoanalytische Begriffe sowie Texte und Mythen aus der griechischen Antike heran. Auch Caruth tut dies kaum. In Braeses Aufsatz hingegen, der über Primo Levi handelt, sind es dann umgekehrt jene oben besprochenen ein, zwei Seiten theoretischen Exkurses über Caruth, die einen eigentümlichen Fremdkörper darstellen, dessen er gar nicht bedürfte und der seine Überlegungen eher zu behindern als zu unterstützen scheint. Die Ambition dieses philosophischen Ansatzes scheint also tatsächlich ganz generell gegen Artikulationen von Trauma-Narrativen gerichtet zu sein und nicht gegen deren spezifische formale Ausformungen.

Eine andere Möglichkeit, poststrukturalistische Trauma-Theorie positiver zu lesen als hier bisher geschehen, wäre es anzunehmen, dass die in Frage stehenden Aussagen überhaupt nicht wörtlich gemeint sind, sondern einen allegorischen oder metaphorischen Denkstil für sich beanspruchen. Ein Text wie der von Weinberg könnte in diesem Sinne als eine weit ausgeführte Allegorie der Tücken des Trauma-Gedächtnisses verstanden werden. Dies würde allerdings bedeuten, ihn als einen

philosophischen Essay oder mitunter sogar als eine poetisch inspirierte Kontemplation anzusehen und nicht als systematische Analyse mit (geistes-)wissenschaftlichem Anspruch, und ganz sicherlich nicht mit Anspruch auf jene wissenschaftlichen Standards, die mit der sporadischen Hereinnahme von Referenzen der empirisch-klinischen Traumaforschung aufgerufen werden. Dies wirft allerdings die Frage auf, wie ein ästhetischer Zugang dieser Art sich mit den wissenschaftlichen Prinzipien von methodologisch gestützter Sozialforschung vertragen und entsprechende Kooperationen eingehen könnte und ob hier nicht ehrlicherweise von einem Kategorienfehler zu sprechen wäre (Kansteiner, 2004); ferner die nicht so wichtige, weil geschmäckerliche Frage, ob solcherlei allegorisch-metaphorische und poetische Ausdrucksformen letztlich nicht auch wieder zu wenig kunstvoll sind, um wirklich ästhetische Ansprüche stellen zu können.

Selbst jedoch wenn man diese Probleme hinanstellt und die Option eines eher essayistisch-ästhetischen Denkstils zubilligt, ergeben sich epistemologische Probleme. Denn das, was man als ein poststrukturalistisches Denken in Allegorien und Metaphern auffassen könnte, lässt nicht selten eine klare Unterscheidung zwischen *pictura* (dem Bild) und *subscriptio* (der ausbuchstabierte Bedeutung) bzw. zwischen den beiden divergierenden Bild- und Bedeutungsbereichen der Metapher vermissen. Der sprachlich-gedankliche Vollzug dieser Tropen scheint in poststrukturalistischen Texten oft eigentümlich arretiert zu sein. Unklar bleibt häufig, von wo die Wendung (*tropos*) eigentlich ausgeht und worauf sie gedanklich hinaus will – eine unvollendete, flottierende Metapher also, oder auch, wenn man so will, eine ›traumatisierte Allegorie‹.

Während man also eine poststrukturalistische Allegorik/Metaphorik zunächst in den spontanen Bedeutungssuggestionen, die sie mitunter erzeugt, befragen und dabei trefflicher Weise einen Begriff der »metaphorischen Missinterpretation« oder »Unwahrheit« zur Hilfe nehmen kann (Kansteiner 2004b, S. 214), scheinen andere Nachfragen schon wesentlich früher ansetzen zu müssen, dort nämlich, wo Struktur und Vollzug der sprachlichen Trope selbst in Zweifel stehen – und dies wäre ja nicht nur ein formal-linguistischer, sondern immer auch ein psycholinguistischer Befund, der erfordern würde, die obigen Beobachtungen über (dissoziative) Abspaltung, Ressentiment und Doppelbindung wieder aufzunehmen. Dass das, was philosophisch korrekt als Kategorienfehler zu bezeichnen wäre, in handlungs- und diskursdynamischen Hinsichten Interaktionsvollzüge der Affektabwehr, Doppelbindung und Aggressionsübertragung beinhaltet, macht jedenfalls deutlich, wie ernst ein Einwand auf dieser Ebene genommen werden muss.

Auch scheint es im mutmaßlich uneigentlichen, allegorischen Denkstil des Poststrukturalismus pikanter Weise so zu sein, dass das, was in



linguistischer Hinsicht als die metaphorische Verbindung von zwei, verschiedenen Bildbereichen entstammenden Elementen zu einer Sprachfigur verstanden wird, in der Trauma-Philosophie dem Schwanken zwischen zwei divergierenden Handlungsimpulsen entspräche, zwischen narrativer Erschließung einerseits und defensiver Abspaltung von Trauma-Erfahrung andererseits. Dies sind zwei kategorial unterschiedliche Sachverhalte. Denn der erfolgreichen semantischen und kognitiven Assoziation zweier Bildbereiche steht ein ungelöster Zwiespalt zwischen zwei diametral divergierenden mentalen Handlungsvektoren gegenüber (Erschließung versus Abspaltung), der als solcher nicht einmal bewusstseinsfähig zu sein scheint und darum eher einer dissoziativen als assoziativen Dynamik entspricht (weshalb hier nach einer notwendigen Unterscheidung von Bauriedl (1984) im Gegensatz zur ›Ambivalenz‹ von einer tendenziell dissoziativen ›Ambitendenz‹ zu reden wäre; Weilnböck, 2005a). Ein solcher psycholinguistischer Handlungssachverhalt ist freilich mit den rhetorischen Begriffen Metapher und Allegorie nur sehr annäherungsweise und eigentlich irreführend bezeichnet.

Mithin zeichnet sich ab: Auch das Zugeständnis eines besonderen, allegorischen Status dieses Denkstils scheint also weder wirklich sachgerecht noch wenigstens hilfreich zu sein, um die sich aus der poststrukturalistischen Traumatheorie ergebenden Probleme aufzulösen. Ist doch nichts damit gewonnen zu sagen: gut, es ist alles nicht wörtlich, sondern allegorisch oder metaphorisch gemeint, wenn schon der Bezug zwischen dem piktoralen oder dem Subskriptio-Bereich sich nicht eindeutig herstellen lässt. Umso brennender ist unsere Ausgangsfrage. Aus welchen Gründen, zu welchem Zweck und in genau welchen Hinsichten missbilligt es der Poststrukturalismus, dass traumatische Erfahrung der Erinnerung »verfügbar« und narrativ erschließbar wird?

Gewiss: Kein/e (poststrukturalistische/r) Literaturtheoretiker/in würde einem Trauma-Opfer den Zugang zu traumatherapeutischer Behandlung verwehren wollen; keineswegs zielt dorthin der Impuls – jedenfalls nicht bewusst. Ebenso wenig würde sie/er einem Kollektiv vorenthalten wollen, eine gemeinsame Erfahrung von Gewalt und Verletzung sozial-therapeutisch durcharbeiten – im Gegenteil. Wie gesagt: Die poststrukturalistischen Autor/innen sind durchweg besten Willens! Und es ist wichtig, dies wiederholt herauszukehren, weil sich hierin das Ausmaß und die beinahe tragische Natur dieser missverständlichen philosophischen Konzeptionen zeigt. Während nämlich der zentrale Impetus des geisteswissenschaftlichen, philologischen Tuns zumeist mit emphatischem Engagement der Abkehr von Gewalt sowie Hinwendung zu Vernunft und (Selbst-)Aufklärung verpflichtet ist, kann gleichzeitig nicht übersehen werden: Die Protagonist/innen dieser Ambition erklären

mitunter, dass sie an Belangen von menschlichem Leiden und Therapie ausdrücklich »nicht [...] interessiert« sind – »oder nur am Rande« (Weinberg, S. 173). Und in der Tat kann durch vielfache Felderfahrungen leicht bestätigt werden: Die Philologien sind insgesamt eher desinteressiert an empirischen Fragen zur Psychologie, Psychotraumatik und Therapie der Menschen (als Kulturträger), wie sie gleichermaßen kaum Interesse an einer ernsthaften, integrativen Zusammenarbeit mit den entsprechenden humanwissenschaftlichen Erkenntnisbereichen z.B. in qualitativer Psycho- und Soziologie haben, sobald diese über sozialhistorische Studien zum Handlungsbereich Lesen und literarische Produktion hinausgehen und etwa die ›großen‹ literarischen Werke selbst oder deren Autor/innen in den Blick nehmen und somit gegen den traditionellen Autonomie-Anspruch verstoßen, den die Philologien für ›ihre‹ ästhetischen Gegenstände beanspruchen (Weilnböck, 2007a, b).

Die Erklärung, die Weinberg auf der ersten Seite seines Artikels abgibt, ist deshalb gerade in ihrer Offenheit und Ehrlichkeit bemerkenswert und die angefügte Fußnote lässt keinen Zweifel am tiefempfundenen Ernst dieser Aussage. Dort nämlich schreibt Weinberg, dass es »im Gegensatz« zur psychologischen Perspektive »bei der Betrachtung des Traumas als kulturellem Deutungsmuster nur darum gehen [kann], die *Funktion* des Traumas zu bestimmen, seinen unverzichtbaren Ort in einer ›Ökonomie der Kultur‹« (S.173). Im Nachgang zieht Weinberg dann den Schluss: »Während sich also die Psychoanalyse notwendig an einer ›Heilung‹ und somit Abschaffung (sic) des Traumas interessiert zeigt, ist dem Kulturwissenschaftler das Trauma unverzichtbar, und er wird alles daran setzen, gerade dessen ›Unheilbarkeit‹ zu erweisen«.

Hinsichtlich des engagierten Impetus der poststrukturalistischen Denkschule wird man hier also sagen müssen, dass er reichlich verschlungene Wege geht. Denn worauf immer sich die »*Funktion* des Traumas [...] in der ›Ökonomie der Kultur‹« beziehen mag, sie sieht ohne Not, aber umso nachdrücklicher von allen Aspekten menschlicher Erkrankung und Gesundheit ab und zieht sich damit auf eine – eigentlich absurde – epistemologische Position zurück, in der »Funktionen« und »Ökonomie« in einem subjektlosen und trans-humanen Raum verortet werden – der sich eventuell, wie dies philologischerseits nicht unüblich ist, als reiner Textraum versteht. Jedoch: Eine »[funktionale] Ökonomie der Kultur«, die die Wechselfälle der kulturellen Befindlichkeit und Aktivität des/der Menschen jenseits von – sozio-psychosomatisch verstandener – Erkrankung und Gesundheit konzipieren will, ist entweder humanwissenschaftlich naiv oder schlicht unmenschlich.

In seltener Freizügigkeit lässt Weinberg hier auch den einigermaßen radikalen, ja extremistischen Charakter erkennen, welcher dieser Gedankentradition unvermerkt inhärent ist. Weinberg tut dies bereits auf

der Ebene der Begriffssemantik, wenn er die Vorgänge in der Therapie in einem starken und latent pejorativen Wort als »die Abschaffung des Traumas« bezeichnet und in seinem Satz nicht die ›Abschaffung‹, sondern die ›Heilung‹ in Anführungszeichen setzt. Radikal bzw. extremistisch ist dieser Zugang jedoch vor allem deshalb, weil er den Aufweis der »Unheilbarkeit [des Traumas]« als seine höchste Priorität formuliert und damit eine Unmöglichkeit bzw. Unsinnigkeit verabsolutiert – spezifische Traumata sind durchaus als in spezifischem Ausmaß heilbar zu begreifen! – und unbedingt durchzusetzen gewillt ist.

Der löbliche philosophische Grundtenor, den man in diesem Fall wohlwollend als einen Wunsch auslegen könnte, das Erbe der Geschichte westlicher Gewaltexzesse im öffentlichen Bewusstsein zu bewahren (Kansteiner, xx), kontrastiert mit einer eigentümlich radikalen und latent inhumanen Zielbestimmung. Auch wird dabei der geringsten der Forderungen, der man sich bei solchen Wagnissen stellen sollte, nicht nachgekommen, die da heißt: die konkreten oder wahrscheinlichen empirischen Konsequenzen, die die Folge des eigenen Denkens und Schreibens sein mögen, zu erwägen und ihnen nachzuforschen. Scheint es doch bei einer Zielsetzung, die sich die »Unheilbarkeit [des Traumas] zu beweisen« vorsetzt und von allen Therapiebelangen absieht, beinahe unabweichlich, dass sie ungewollt »Funktionen« ins Werk setzt oder mit ihnen kongruiert, welche, in der einen oder anderen Weise, den gesellschaftlichen Möglichkeiten der psycho- und/oder sozialtherapeutischen Gesundung und nachhaltigen Entwicklung entgegenarbeiten.

Umso dringlicher stellt sich neuerlich die ursprüngliche Klärungsfrage: Wenn Weinberg und andere sich paradoxerweise für »Unheilbarkeit« und gegen Psychotherapie aussprechen, und an Aspekten der Heilung und Linderung von psycho-traumatisch bedingten Folgeschäden ausdrücklich »nicht interessiert« sind – was genau ist dann ihre Interesse? Was sind die mehr oder weniger bewusstseinsnahen, konfliktdynamisch geprägten Bestrebungen, die diesem Interesse innewohnen? Und wie ist dieses Interesse mit Wissenschaftlichkeit in der Tradition der Aufklärung in Übereinstimmung zu bringen?

Eines der Grundelemente dieses Interesses scheint die Idealisierung und Ontologisierung *des Traumas* als die eigentliche Essenz der »Wahrheit« und der menschlichen Existenz zu sein. Denn nur unter dieser Prämisse ist folgerichtig, dass Weinbergs Grundannahme, das »Trauma [sei] dem Gedächtnis immer schon eingeschrieben« (S.205f.), für diese Denkschule keinen unglücklichen, sondern einen ausdrücklich positiven und hoffnungsvollen Umstand bezeichnet. *Das Trauma* scheint – offensichtlich aber nur in seiner spezifischen Reinheit und Unversehrtheit – einen singulären Zugang zu *der Wahrheit* gewähren zu können. Und umso wichtiger muss ihr deshalb gleichzeitig sein, dass das

Trauma »unheilbar« bleibt und nicht etwa mit Mitteln der Psychotherapie »abgeschafft« und »verfügbar« gemacht wird, ferner dass seine »Einzigartigkeit« nicht durch mutmaßliche »Trivialisierungen« und »Banalierungen« kompromittiert und einer »narrativen Lust« hingegeben wird, wodurch die »Wahrheit« selbst verloren ginge. Die Tatsache, dass dabei die Wahrheit in religiös anmutender Weise als eine prinzipiell »unverfügbare Wahrheit« verstanden wird, stellt jedenfalls sicher, dass sie in unablässigem Betreiben immerfort gesucht und verfehlt werden darf. Dies wiederum hat zur Folge, dass die akademischen Bemühungen um die philosophische Pflege von »Trauma« und »unverfügbarer Wahrheit« nie nachlassen dürfen; und es mag sein, dass genau diese Besorgung von Pflege einen nicht unwesentlichen, auch ökonomischen Aspekt des infrage stehenden Interesses darstellt.

Weiterhin kann hinsichtlich jenes infrage stehenden poststrukturalistischen »Interesses« beobachtet werden, dass es trotz seiner eher abstrakten, ontologisierenden Äußerungsformen jedenfalls keinem gänzlich intellektuellen oder rationalen Impetus folgt. Neben den oben erwähnten, teils paradoxen Gedankenfiguren scheint hier auch ein emotionaler Aspekt wirksam zu sein (welcher nicht beschränkt ist auf den Ärger und die Aggressionen, die aufkommen mögen, wenn ein Autor wie Lanzmann über einen Filmemacher wie Spielberg spricht). Ein unzulässiges »Verfügen« über und Erzählen von traumatischen Erfahrungen, mithin der Versuch, es narrativ, psychotherapeutisch zu lindern, würde – in den Augen der poststrukturalistischen Theoretiker/innen – auch eine allerdings nicht näher explizierte Form von »Genießen« und »absoluter Freude« zunichte machen, was doch im umgangssprachlichen Sinn Lebensfreude in Aussicht stellt und als schützenswertes Gut in anschlag bringt.

Die in poststrukturalistischen Kontexten häufig evozierten Affekte von Genuss und exquisitem »Genießen«, die wohl von Lacans Konzept zu unterscheiden sind und sich doch manchmal indirekt auf ihn beziehen, scheinen jedenfalls in Bronfens und Juranvilles oben diskutierten Texten eine weniger sexuelle oder anderweitig trieborientierte Form der Befriedigung zu meinen als eine dispers ausgedehnte, kosmische, zerebral-mentale, insgesamt eher weiblich als männlich konnotierte Form des Genusses. Diese besondere aber konzeptionell vage bleibende Art von Genuss schreibt Bronfen unmittelbar einem »traumatischen Wissen« zu, welches jedoch in seinen Inhalten und empirischen Auswirkung ebenfalls nicht weiter spezifiziert wird, außer dass Bronfen es in emphatischer Weise mit Affekten der »Selbstverschwendung« und »Auflösung des Selbst in Zusammenhang bringt, von einer »geglückten genitalen Sexualität im Freudschen Sinne« explizit absetzt und dabei vor allem mit einem Aspekt des energischen »Sich-Vergreifens« versieht (S.156).

Gerade bei Bronfen ist dem zur »Fehlbarkeit der symbolischen Ge-

setze wie auch des Subjekts« ontologisierten und ent-empirisierten Traum, das auf einen »grundlegenden« und unumgänglichen« existentiellen »Mangel« zurückbezogen wird und »am Nabel aller identitätssysteme« angesiedelt wird, neben dem Pathos der »Unumgänglich(keit)« auch eine Aura des Geheimwissens und exquisiten »Genießens« eigen, die sich hermeneutisch zu bemächtigen vermag. Denn es zeigte sich, daß, wo Bronfen Hitchcocks »Vergreifen an einer meistererzählung« Freuds nachvollziehen will, sie sich vor allem auch tüchtig selbst an Hitchcocks Film vergreift und ihm einige hermeneutische Eigenwilligkeit zumutet. Juranville hingegen schreibt ihr ähnlich beschaffenes Konzept des »mystischen Genießens« sinngemäß einem »melancholischen Leiden« zu, das mit Kontemplation und Lektüre verbunden sein mag (S.145). Und auch Weinbergs eher intellektuelle denn emotionale Emphase zeigt dort einen gewissen Grad an Affekt, wo er allein den Künsten die Befugnis erteilt, eine expressiv-spielerische Äußerungsebene zu beschreiten und sich »auf das Zusammenspiel von Trauma und Erinnerung ein[zulassen]« (S.206). Dabei bleibt der Aspekt des »Sich-Vergreifens« eher im Hintergrund.

»Traumatisches Wissen«, »Melancholie« »Selbstauflösung« und »Sich-Vergreifen« bilden bei diesen Autor/innen und deren expliziten und impliziten Konzepten Genuß, Freude etc ein sehr eigentümliches Affektamalgam, das nicht nur die Erfüllung von Wünschen der (hetero-)sexuelle Befriedigung von sich zu weisen scheint, sondern auch deutlich erkennbare Aspekte der – wenngleich als zuträgliche Dezentrierung und legitime Widerständigkeit imaginierte – Selbstschädigung enthält (»Selbstverschwendung«, »Hysterie«, »multiple Selbstentwürfe« einer »radikalen Negativität« etc.) und auch nach außen hin sich zu »vergreifen« disponiert scheint. Dies muss freilich jene Vermutung bestärken, die sich oben bei Dr. Guthertz angesichts der Unterscheidung von »Gedächtnis« und »Erinnerung« auf einer rein begriffs-logischen Ebene gebildet hatte. Denn schon dort schien die Handlungs- und Affektlogik durch ein Element der appressiven Selbstzerstörung geprägt, indem der Impuls der Erinnerung es war, dem Gedächtnis Schaden und Demütigung zuzufügen, so dass sich darin die Reinszenierung einer traumatischen Erfahrungsszene auf mentaler und gedanklich-philosophischer Ebene abzeichnete – weshalb auch das »schreibende Subjekt« dort auf ewig des ihm nötigen »Trosts« entbehrte. Zusammengefasst heißt dies: Das intellektuelle Interesse, in paradoxer Weise eine stets »unverfügbar« bleibende »Wahrheit« des wahren Traumas zu ontologisieren und zu pflegen, sowie den sich daran knüpfenden Interaktionsformen der Abspaltung, Idealisierung und Doppelbindung ist in emotionaler Hinsicht durch eine Form des Genießens und der »absoluten Freude« ergänzt, die selbstschädigende und auch übergriffige Affekte (des »Sich-vergreifens«) mit

einschließt.

Umso mehr wird bei näherer Betrachtung des sich zumeist eher bedächtig und »weich« formulierenden poststrukturalistischen »Interesses« doch auch das Element eines mitunter recht energisch »sich-vergreifenden« Willens und »Wahrheits«-Anspruchs auffallen, welcher sich bisweilen durch Interventionen von irrationalem und auch exklusorischem Charakter zu behaupten sucht und sich in seinen gedanklichen und argumentativen Figuren mitunter sogar latent ressentiment-behafteten Gesten annähert. So zum Beispiel beansprucht die von Juranville konzipierte Form des Genießens (auch der »jouissance«) den Status einer »wahren« und »absoluten Freude«, was impliziert, dass andere Formen (z.B. »geglückte genitale Sexualität«) als weniger »wahr« gelten. Dies wirft die Frage auf, inwiefern und mit welchem genauen Interesse das poststrukturalistische Denken über *das Trauma* institutionellen und/oder interaktionalen Dynamiken von Kontrolle, Macht und Exkulsion verpflichtet ist.

Gewiss, dergleichen Dynamiken artikulieren sich im allgemeinen, wenn überhaupt, dann nicht auf laute Weisen. Nur sporadisch tauchen generelle Wertungen dahingehend auf, was eine (in-)adäquate mediale Repräsentation eines (Trauma-)Themas sei oder nicht, und diese bleiben im Tonfall gemäßigt. In seltenen Momenten jedoch scheint dieser »absolute« Anspruchs- und Gültigkeitswille in seiner ganzen, uneingeschränkten Stärke und aggressiven Besetzung durchbrechen zu wollen, und zwar immer dort, wo Dr. Gutherz sich in seinen Lesereaktionen auf den Text Gefühlen von Angst, Bedrohung und Zorn ausgesetzt sah. Dabei haben sprachliche Neologismen wie das »Be-drohliche« oder »die Exkorporation« offensichtlich die Funktion, diese Bedrohlichkeit zu bestärken, indem sie negative oder Furcht erregende Assoziationen heraufbeschwören, die zusätzlich dazu angetan sind, den Leser/innen Respekt und Gefolgschaft gegenüber den ideologischen Implikationen abzunötigen und so deren impliziten Kontroll- und Exklusionsambitionen Nachdruck zu verleihen.

Solchen isolierten, emotional besetzten Durchbrüchen eines energischen »Wahrheits«-Anspruchs wird sicherlich auch dadurch Vorschub geleistet, dass ontologisch-philosophisch geprägte Diskurse in aller Regel kaum große Neigung zu psychologisch-selbstreflektivem Denken zeigen, als würde das philosophische Nachdenken über »die Wahrheit« und »das Trauma« das Ich automatisch davon freisetzen, die psychische Logik der eigenen Gedanken und Intentionen selbstkritisch zu durchdringen. Es ist daher nicht allzu überraschend, dass Weinberg seine spezifischen (Des-)Interessen artikuliert, indem er sich explizit von aller Psychologie und Psychotherapie abwendet – ein Feld, für das die Prozesse der Selbst- und Übertragungsreflexion das methodologische Kern-

element schlechthin darstellen. Weinberg geht sogar zur Psychoanalyse auf Distanz (die das Trauma »abzuschaffen« droht) – eine Geste, die zunächst als poststrukturalistisch unüblich erscheinen mag, insofern die einschlägigen Protagonist/innen wenn nicht der klinisch-psychodynamischen Psychoanalyse, so doch den psychoanalytisch intendierten Gedankengebäuden von Lacan, Derrida, Juranville, Laplanche u.a. und zu einem gewissen Grad auch Freud verpflichtet sind. Freilich bleibt auch Weinbergs Aufsatz – und dies stellt ein veritable Ambitendenz dar – in zentralen Hinsichten durchdrungen von psychologischen Begriffen, wie Erinnerung, Vergessen, Gedächtnis und – natürlich – Trauma.

Angesichts dieser eigentümlichen epistemologischen Zwischenposition, die sich gleichzeitig diesseits und jenseits des Psychologischen ansiedelt, stellt sich letztlich die Frage, ob jenes noch genauer zu bestimmende poststrukturalistische Interesse sich nicht auch darin niederschlägt, dass die enge Bindung, die es zu einigen ausgewählten psychoanalytischen Theorieressourcen unterhält, – so paradox dies erscheinen mag – gar nicht wirklich *psychologisch* gemeint ist. Vielleicht wird hier vielmehr eine *nicht-psychologische Psychoanalyse* mit philosophischem und fundamental-ontologischem Anstrich anvisiert. Nur einer solchen *nicht-psychologischen Psychoanalyse* nämlich entspräche es, traumatische Erfahrungen mit Vehemenz davor bewahren zu wollen, zugänglich und »heilbar« zu werden.

Die Protagonist/innen und Sympathisant/innen dieser Denkschule würden meinen Schlussfolgerungen über Tendenzen des Unpsychologischen und Anti-Therapeutischen wahrscheinlich entrüstet entgegen: Das ist es aber gar nicht, was wir meinen. Unser Anliegen ist vielmehr, angesichts der Gewalt in der Welt auf einige konstitutive Faktoren von Sprache und medialer Repräsentation hinzuweisen, welche gründlicher durchdacht werden müssen, damit der wertvolle Fundus unserer kulturellen und historiographischen Praxen vor Missbrauch und Schwächung bewahrt werden können. Ohne Zweifel würden alle Philolog/innen auf die Frage, ob die geisteswissenschaftlichen »Konzeptualisierung des Traumas [...] die Arbeit der praktizierenden Therapeuten untergrabe« – dies war eine der Leitfragen der internationalen Traumakonferenz des Hamburger Instituts für Sozialforschung (2006) –, unterstreichen, dass dem natürlich nicht so sei und auch gar nicht sein könne. Denn die Philologie ist strikt gegen alle Willkür, Gewalt und Verletzung! Und sie ist strikt für die Kultivierung und Verbesserung der Welt!

Der unzweifelhafte gute Wille allein wird jedoch nicht garantieren können, dass die in Anschlag gebrachten Theoreme und Diskurse auch die gewünschten Wirkungen zeitigen. Die psychische Logik und empirischen Konsequenzen der eigenen diskursiven Praxis werden immer

teilweise außerhalb des bewussten Einblicks liegen. Das heißt: Es lauert stets der performative Selbstwiderspruch – vor allem dann, wenn der Diskurs mitunter von konzeptueller Vagheit betroffen ist, zeitweise regelrecht enigmatische Züge annimmt und dabei umso stärkere emotionale Besetzungen aufweist – und vor allem: wenn keine methodologischen Vorkehrungen der Selbstreflexion und qualitativen Evaluation getroffen sind, wie dies in den Sozialwissenschaften üblich aber in den Geisteswissenschaften weitgehend unbekannt ist.

Deshalb müssen wir unsere Frage nach dem Interesse daran, dass die Erinnerung an traumatische Erfahrungen narrativ »unverfügbar« und *das Trauma* selbst »unergründlich« bleibt, noch einen Schritt weiter verfolgen. Ein erster Anhaltspunkt hierzu kann jedoch relativ leicht aufgewiesen werden. Wenn Weinberg ausdrücklich feststellt, dass die »Philosophie [und] Geschichtsschreibung die traumatische Rückseite jeden Erinnerns vergessen [machen müssen]« (S. 206), dann tut er dies vor allem deshalb, weil er dadurch seine anschließende Aussage umso wirkungsvoller treffen kann: dass nur die Literatur und die Künste sich »auf das« – lustvolle? – »Zusammenspiel von Trauma und Erinnerung einlassen« können.

Für Weinberg scheint das auszuschließende »Andere« der Kunst und Literatur die »Philosophie« und »Geschichtsschreibung« zu sein, welche nicht als »adäquate« Form der Repräsentation betrachtet, sondern auf ein deutlich unterschiedenes und enger eingeschränktes Level von Repräsentation verwiesen werden und denen es nicht gestattet ist, sich am »Zusammenspiel von Trauma und Erinnerung« zu beteiligen (ebda). Dieser exklusorische Impuls, wenngleich auch er ohne Zweifel von den besten Absichten getragen ist und das »Vermächtnis« des Traumas zu bewahren helfen möchte, macht es letzten Endes schwer vorstellbar, wie »Geschichte«, nach Alfred Krowoza, »eine kulturelle Praxis der De-Traumatisierung« werden kann (2003, S. 933). Wulf Kansteiner warnt zurecht davor, dass diese »problematische Ästhetisierung« des Traumas zu einer Verunglimpfung jeder nicht oder anders ästhetisierten, nicht »absolut« »wahren« Form von Interesse und »unvoreingenommener Neugier« gegenüber psychotraumatologischen Phänomenen führen kann; und dies wäre umso misslicher, als doch genau diese Formen der unbelasteten, eigenständig inspirierten Zuwendung für das gesellschaftliche Durcharbeiten von Trauma-Themen ganz unschätzbar wichtig sind (2004 a, S. 215).

So sind binär-exklusorische Gesten – obzwar sie doch dem Kern dessen, worum es dem Poststrukturalismus eigentlich geht, diametral zuwiderlaufen – unvermerkt in praktisch allen oben erwähnten Texten wirksam. Braese, Baer, Sebald, Caruth schließen jede Repräsentation aus, welche »den Toten die Treue bricht« und die »Integrität des Traumas« verletzt. Und weil in Ermangelung konkreter Evaluationskrite-



rien vollkommen im Unklaren belassen wird, was damit im Einzelnen genau gemeint sein soll, wird hier im Grunde eine Wertungslizenz beansprucht, die allen möglichen Idiosynkrasien Raum geben kann. In jenen melancholischen Passagen, mit denen der Psychoanalytiker Hock seinen Text beschließt, ist es sogar die Analyse selbst, die der Bannstrahl der Exklusion trifft, insofern ihre »zersetzende« Wirkung moniert und der standhaften »Unbeugsamkeit des Objekts« gegenübergestellt wird. Und wenn Bronfen vom »traumatischen Wissen« spricht und es in den Kontext des wahren »Genießens« stellt, steht dies im Zusammenhang eines widerständigen, reaktiven »Sich-Vergreifen« von Töchtern/Frauen and Männern/Vätern, in dem sich Bronfen letztlich an Hitchcock vergreift und in dem jedenfalls die Geschlechter gespalten werden. Dabei bezieht sich Bronfen auf Juranville. Deren Begriff des »Genusses« und der »absoluten Freude« wird auf der »Basis einer absoluten Negativität« »als Genießen der Frau« bezeichnet, das Juranville exemplarisch im »wahren mystischen Genießen« der mittelalterlichen Mystikerin Thérèse de Lisieux verwirklicht sieht. Und hierbei merkt Juranville zwar explizit an, dass »auch einige Männer das können« (S.145) – was aber natürlich impliziert, dass die meisten es nicht können. Insofern korrespondiert das Prinzip der idealistisch-romantischen Ontologisierung von Trauma und »Genießen« mit Prozessen der mentalen Abspaltung und diskursiven Exklusion, die darauf abzielen, eine dissoziative Kluft zwischen den beliebig zu füllenden Bereichen des Hochgeschätzten und des Entwerteten zu vertiefen.

Indem dieses zutiefst in der Tradition westlichen Denkens verankerte Denk- und Handlungsprinzip von Idealisierung und Abspaltungen hier jedoch bei Thematiken des Psychotraumas zum Tragen kommt, wird dessen eigentlicher psychologischer Zweck deutlicher erkennbar: Wenn das Trauma, gleich der Kunst, als wertvoll im Sinne von »wahr« und »absolut« angesehen wird, als wundersam »unergründlich« und »unverfügbar«, und wenn das Trauma somit verschiedentlich und vage implizierten Kriterien von Schönheit, Geschmack oder Adäquatheit verpflichtet ist, ist es konsequenterweise auch den Prozessen der Abspaltung/ Dissoziation von Erfahrungsaspekten unterworfen. Nur ist es im Themenfeld von explizit psychotraumatischen Sachverhalten vollends unmissverständlich, worauf diese mentale Abspaltung eigentlich abzielt. Sie wird stets danach streben, diejenigen Aspekte abzuspalten, die direkt mit traumatischen und/oder konflikthaften Erfahrungsvalenzen besetzt sind. Diese sind es, die der Abspaltung unterworfen werden, und was daneben übrig bleibt und unter der idealisierten »Wahrheit« als konkreter Bestand »verfügbar« bleiben darf, sind die Kompensationsmechanismen und ihre Ästhetisierungen. Poststrukturalismus – eine

Ästhetik der/als dissoziativen Abspaltung von traumatischer Erfahrung?

An diesem Punkt kann die sich weithin abzeichnende Schlussfolgerung über eine gewaltaffine Latenz des poststrukturalistischen Interesses in einigermassen fundierter Weise gezogen werden: Der Kern dessen, worauf die zitierten philosophischen Konzepte hinaus möchten, wenn sie an Kunst, Literatur und an *dem Trauma* interessiert sind, ist simpler Weise der, dass die Bewussterwerden von traumatischer Erfahrung sowie ihre freizügige narrative Repräsentation abgewehrt wird. Hier also bedeutet Analyse tatsächlich nur, das Offensichtliche ernst zu nehmen: »Das Trauma [muss dem Gedächtnis] unverfügbar bleiben«, das Gewaltereignis und die traumatische Erfahrung sollen abgespalten und dissoziiert werden – nichts mehr und nichts weniger!

Mit Blick auf die frühe Geschichte der Psychoanalyse ist dieser anti-therapeutische Vektor im Grunde nicht überraschend, bedenkt man, dass Freuds Modell zur Zeit seiner Entstehung in mindestens zwei prominenten Szenarien von gesellschaftlich lizenzierter Gewaltausübung, nämlich bezüglich sexueller Übergriffe auf Kinder (die so genannte ›Verführungstheorie‹ versus Ödipuskomplex) sowie der Frage der soldatischen Tauglichkeit im ersten Weltkrieg (›Kriegsneurose‹), nolens volens dazu beitrug, dass »äußere Gewaltereignisse in [...] innere Konflikte transformier[t]« wurden (Rabelhofer, 2006, S.266). Jedoch dem heutigen Stand der klinisch-therapeutischen Arbeits- und Forschungsbereiche entspricht dies ganz und gar nicht mehr. Umso bemerkenswerter ist, dass jenes unzeitgemäße »Unverfügbarkeits«-Interesse – ungeachtet seiner ethischen Problematik sowie der Tatsache, dass es die Möglichkeiten der empirischen und interdisziplinär orientierten Forschung innerhalb der Geisteswissenschaften empfindlich schmälert – für diese Denkschule auch heute noch von zentraler institutioneller, ideologischer und psychologischer Bedeutung ist; als ob dieser problematische Traditionsaspekt der frühen Psychoanalyse gerade in der Philosophie hätte besonders lange überwintern können. Wie energisch und impulsiv dieses Interesse sich auch heute noch durchzusetzen sucht, wird deutlich, wenn man sich an jene Gesten der gedanklichen Abruptheit erinnert, die Dr. Guthertz wiederholt als auffällig plötzliche Wechsel im Tonfall und Inhalt der Argumentation beobachtet hat und in denen er ein regelrechtes Stilmotiv des dissoziativen Denkens erkannt haben wollte.

Im Kontext einer derartig komplexen und konflikthaften Diskurskonstellation werden die klinischen und psychotraumatologischen Ressourcen der heutigen Zeit nur in dem Maße herangezogen, als sie sich zur Unterstützung dieses Interesses nutzen lassen. Hierbei konzentriert man sich zumeist auf ausgewählte Konzepte von Mechanismen der psychischen Abwehr und Traumakompensation (z. B. Deckerinnerung, Flashbacks, Dissoziation, Fehl-Repräsentation, Reinszenierung), um sie letzt-

lich jedoch als philosophische Essenziale der Kunst, Literatur und menschlichen Kultur überhaupt – und natürlich *des Traumas* – zu ontologisieren. Dies freilich hat zwangsläufig zur Folge, dass psychosoziale Handlungsmuster, die der Abwehr und Kompensation von traumatischer Erfahrung dienen – auch deren traumasüchtige Reinszenierungen –, die als solche lediglich die kruden Notfall-Operationen des Menschen darstellen, zu Modulen einer emphatischen (poststrukturalistischen) Theorie von hoher und »wahrer« menschlicher Kultur und Trauma-Bearbeitung avancieren. Nicht umsonst hatte Gutherz in jenen philosophischen Aufsätzen nicht selten den Eindruck gewonnen, es mit zu emphatischen Begriffen geronnenen, unbewussten Reinszenierungen von traumatischen Erfahrungen und deren Abwehr zu tun zu haben. In der Tat scheint sich hier ein impliziter Kulturimperativ der energischen »Unverfügbarkeit« von Erfahrung durchsetzen zu wollen, der defensive Traumakompensation favorisiert, ja mitunter idealisiert, und damit – obzwar eventuell weitgehend unbeabsichtigt – der Entwicklung von effektiven zivilisatorischen Verfahrensweisen des soziokulturellen Durcharbeitens von Erfahrungen der Gewalt zuwiderläuft.

Damit freilich wären große Risiken verbunden: Was in bester Absicht als engagierter Kulturentwurf in westlicher (Philosophie-)Tradition gedacht war, hätte unter der Hand institutionelle Handlungsmuster hervorgebracht und befestigt, die überwiegend als Vehikel der stets virulenten Verletzungs-Vektoren eines gesellschaftlichen Gefüges in Dienst genommen werden können. Diese stellen unwillkürlich den Schluß mit jenen Interaktionsstrukturen und -dispositionen her, die die weitere Macht- und Gewaltausübung betreiben – und die ebenfalls Teil der westlichen Tradition und Zeitgeschichte sind.

Anders und in Anlehnung an die angesprochenen Beiträge gesagt: In der Ontologisierung eines existenziellen So-Seins von »unaussprechlichem« Mangel, »adäquat bewahrtem« Trauma und apriorischem »Versehr-Sein« beschweigt das Opfer die Erinnerung an akute Verletzungen der Vergangenheit und bemächtigt sich, wechselt auf die Seite der Täter. Dabei gerät die als legitimer Widerstand deklarierte Euphorisierung eines »genießen[den]« »Vergreifens« zum reaktiven Ausagieren von beschwiegener Verletztheit in Form von neuerlicher, eventuell verfeinerter, intellektuell versierter Gewaltsamkeit, zu einer Lizenz des »Sich-Vergreifens« – im Zeichen »des Traumas«.

1 Dr. Gutherzens Freund verwies auch auf LaCapras Arbeit über ästhetische Darstellungen der Shoah und darauf, dass LaCapra dazu beitrug, die große Bewunderung vieler Intellektueller für Lanzmanns Film-Serie *Shoah* als einzig angemessene Form der medialen Repräsentation des Holocaust in Frage zu ziehen und die Aufmerksamkeit auch darauf zu richten, in welcher hoch suggestiver Weise Lanzmann die interviewten polnischen Bauern mitunter manipulierte und letztlich missbrauchte, um sie als Protagonisten eines internationalen Antisemitismus aufzubauen, den zu erforschen doch nicht ernsthaft in erster Linie der Gegenstand einer Studie über die polnischen Bauernschaft sein kann. (HW Weilnböck, 20030 xx).

*Literatur*

- Adelman, Anne (1996), Observations on the Transgenerational Evolution of Narratives of the Holocaust, in: «Coming Home» from Trauma: The Next Generation, Muteness, and the Search for a Voice, edited by the International Study Group for Trauma, Violence, and Genocide, Cornelia Berens, Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg. S. 79 - 92
- Baer, Ulrich (Hrsg.) (2000), »Niemand zeugt für den Zeugen«. Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah, Frankfurt a/M., S. 960 - 981
- Benjamin, Walter (1974), Über den Begriff der Geschichte, in: Gesammelte Schriften, Bd. I,2. Frankfurt a/M. (1942)
- Bergmann, Martin S., Milton E. Jucovy und Judith S. Kestenberg (1998) (Hrsg.), Kinder der Opfer, Kinder der Täter. Frankfurt a/M.
- Braese, Stefan (2003), Zwischen Trauma und Publikum - Zeugenschaft und Literatur am Beispiel Primo Levis, in: Psyche, 9/10, S. 960 - 981
- Bronfen, Elisabeth (1999), Die Sprache der Hysterie: Eine hermeneutische Herausforderung. Freud mit Hitchcock gelesen, in: dies. et al., S. 173 - 206
- Bronfen, Elisabeth, Birgit R. Erdle & Sigrid Weigel (Hrsg.) (1999), Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster, Köln
- Buchholz, Michael B. (1998), Die unbewusste Weitergabe zwischen den Generationen. Psychoanalytische Beobachtungen, in: Jörn Rüsen & Jürgen Straub (1998) (Hrsg.), S. 330 - 354
- Caruth, Cathy (1995), Trauma als historische Erfahrung: Die Vergangenheit einholen, in Ulrich Baer (Hrsg.) (2000), S. 960 - 981
- Caruth, Cathy (1995b), Recapturing the Past: Introduction, in: dies. (1995), Trauma. Explorations in Memory, Baltimore, S. 151 - 57
- Erhart, Walter (Hrsg.) (2004), Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung, Stuttgart
- Faimberg, Haydée (1987), Die Ineinanderrückung (Telescoping) der Generationen, in: Jahrbuch der Psychoanalyse 20, S. 114 - 142
- Fischer, Gottfried & Peter Riedesser (1998) Lehrbuch der Psychotraumatologie. München
- Grünberg, Kurt (2001), Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern, Tübingen
- Hansen Miriam B. (1996), Schindler's List Is Not Shoah: The Second Commandment, Popular Modernism, and Public Memory, in: Critical Inquiry 22, S. 292 - S. 312
- Hirsch, Mathias (2004), Psychoanalytische Traumatologie - Das Trauma in der Familie. Psychoanalytische Theorie und Therapie schwerer Persönlichkeitsstörungen, Stuttgart
- Hirsch, Mathias (2000), Schuld, Schuldgefühl, in: Wolfgang Mertens & Bruno Waldvogel (Hrsg.). Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, Stuttgart
- Hirsch, Mathias (1997), Schuld und Schuldgefühl. Psychoanalyse von Trauma und Introjekt. Göttingen
- Hock, Udo (2003), Die Zeit des Erinnerns, in: Psyche 9/10, S. 812 - 840
- Juranville, Anne (1994), Madelein Janets »Fall« (1863-1918) und Thérèse de Lisieux (1873-1897), in: Fragmente. Schriftenreihe für Kultur-, Medien- und Psychoanalyse 44/45, Kassel, S. 257 - 265
- Juranville, Anne (1998), Hysterie und Melancholie bei der Frau, in: RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse 11, S. 53 - 81
- Kansteiner, Wulf (2004a), Genealogy of a Category Mistake: A Critical Intellectual History of the Cultural Trauma Metaphor, in: Rethinking History 8, S. 74 - 95
- Kansteiner, Wulf (2004b), Menschheitstrauma, Holocausttrauma, kulturelles Trauma: Eine kritische Genealogie der philosophischen, psychologischen und kulturwissenschaftlichen Traumaforschung seit 1945, in: Friedrich Jaeger & Jörn Rüsen (Hrsg.), Handbuch der Kulturwissenschaften, Band 3, Themen und Tendenzen, Stuttgart, S. 109-138
- Kansteiner, Wulf & Harald Weilnböck (2007), Cultural Trauma - A Potential? Qualitative Media and Culture Studies on Coping with Experiences of Violence, in: Cultural Memory Studies. An International and Interdisciplinary Handbook, Hrsg. von Astrid Erll & Ansgar Nünning, Berlin
- Kestenberg, Judith S. (1989), Neue Gedanken zur Transposition. Klinische, therapeutische und entwicklungsbedingte Betrachtungen, in: Jahrbuch der Psychoanalyse 24, S. 163-189

- Kogan, Illany (1998), *Der stumme Schrei der Kinder. Die zweite Generation der Holocaust-Opfer*. Frankfurt a/M.
- Krovoza, Alfred (2003), *Psychoanalyse und Geschichtswissenschaft. Anmerkungen zu Stationen eines Projekts*, in: *Psyche* 9/10, S. 904 - 937
- LaCapra, Dominick (1994), *Representing the Holocaust: History, Theory, Trauma*, Ithaca, New York
- Ders. (1997), *Lanzmann's Shoah: »Here There Is No Why«*, in: *Critical Inquiry* 23, S. 231 - 269
- Lohl, Jan (2003), *Rezension von Harald Welzer, Sabine Moller & Karoline Tschugnall (2002), »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis* Frankfurt a/M.
- Mahler-Bungers, Annegret (2000), *»Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.« Zur Literatur des Holocaust*, in: *Wolfram Mauser & Carl Pietzcker (Hrsg.), Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse* 19, Würzburg, S. 24 - 54
- Mentzos, Stavros (1988): *Interpersonale und institutionalisierte Abwehr*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Morgenroth, Christine & Nele Reuleaux (2004), *»Denn sie wussten, was sie taten.« Über die Sichtbarkeit des Unsichtbaren*, in: *Psyche*, 3, S. 272 - 281
- Mülder-Bach, Inka (Hrsg.) (2000), *Modernität und Trauma. Beiträge zum Zeitenbruch des Ersten Weltkriegs*, Wien
- Neukom, Marius (2005). *Die Rhetorik des Traumas in Erzählungen. Mit der exemplarischen Analyse einer literarischen Eröffnungssituation*. *Psychotherapie und Sozialwissenschaft*, 1, 75 - 109.
- Prager, Jeffrey (1998), *Presenting the Past. Psychoanalysis and the Sociology of Misremembering*, Cambridge
- Rabelhofer, Bettina (2006), *Symptom, Sexualität, Trauma. Kohärenzlinien des Ästhetischen um 1900*, Würzburg
- Reik, Theodor (1948), *Hören mit dem dritten Ohr*, Hamburg (1976)
- Rosenthal, Gabriele (Hrsg.) (1997), *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen
- Roth, Michael S. (1998), *Trauma, Repräsentation und historisches Bewusstsein*, in: *Jörn Rüsen & Jürgen Straub (Hrsg.)*, S.153 - 173
- Rühling, Lutz (1996). *Psychologische Zugänge*, in: *Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering (Hrsg.)*, *Grundzüge der Literaturwissenschaft*, München, S. 479 - 498
- Rüsen, Jörn & Jürgen Straub (Hrsg.), *Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Erinnerung, Geschichte, Identität*, Frankfurt a/M.
- Schmidt, Christa (2004), *Das entsetzliche Erbe*. Göttingen
- Schneider, Christian (1993), *Jenseits der Schuld? Die Unfähigkeit zu trauern in der zweiten Generation*, in: *Psyche* 47, S. 755 - 74
- van der Kolk, Bessel A. (Hrsg.) (1987), *Psychological Trauma*, Washington D.C.
- Weilnböck, Harald (2007a), *»I just don't like psychopathology.« The Inability of the »Geisteswissenschaften« (Philologies/ Literary Studies) to Become Interdisciplinary - with Some Thoughts on Narrative Metalepsis and Psychic Dissociation*, in: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal]* <http://www.qualitative-research.net>. In Verhandlung,
- Weilnböck, Harald (2007b), *»Das ist eine Überschreitung der disziplinären Zuständigkeitsbereiche!« Zur geisteswissenschaftlichen Abwehr gegen psychologische und handlungstheoretische Ansätze der Kulturforschung. - Ein Votum für die qualitative Erforschung der institutionellen Handlungsmuster und Verfahrensweisen in den Geisteswissenschaften*, in: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal]* <http://www.qualitative-research.net>. In Verhandlung.
- Weilnböck, Harald (2007c), *»Die Wüste lebt.« - Transgenerational vermittelte Kriegs-/Beziehungstraumata und das Durcharbeiten in der Literatur der zweiten Generation bei Haruki Murakamis »Gefährliche Geliebte«*, in: *Psyche*, im Druck
- Weilnböck, Harald (2006a), *Auf dem steinigen Weg zur Einlösung eines lange währenden literaturwissenschaftlichen Desiderats: Empirisch-klinisch gestützte Forschung über Literatur und Psychotrauma*, in: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal]*, 7(2), Art. 25, verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-06/06-2-25-d.htm>, März 2006, 88 Absätze
- Weilnböck, Harald (2006b), *Der Mensch - ein Homo Narrator. Von der Notwendigkeit und*

- Schwierigkeit, die psychologische Narratologie als Grundlagenwissenschaft in eine handlungstheoretische Sozial- und Kulturforschung einzubeziehen, in: [www.literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de), 58 Absätze, verfügbar über: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=9365&ausgabe=200604](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=9365&ausgabe=200604)
- Weilnböck, Harald (2006c), Erzähltheorie als Möglichkeit eines gemeinsamen Nenners von Humanwissenschaften. Besprechungssatz zu Vera Luif, Gisela Thoma & Brigitte Boothe (Hrsg.), Beschreiben – Erschließen – Erläutern. Psychotherapieforschung als qualitative Wissenschaft, Lengerich, verfügbar über: Forum Qualitative Sozialforschung, 35 Absätze, <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-06/06-3-22-d.htm>
- Weilnböck, Harald (2005a), »Zur dissoziativen Intellektualität in der ›Nachkriegszeit‹. Historisch-psychotraumatologische Überlegungen zu Metapher/ Metonymie und Assoziation/ Dissoziation bei kritischen, neukonservativen und postmodernen Autoren, in: Verletzte Seelen. Möglichkeiten und Perspektiven einer historischen Traumaforschung, Hrsg. v. Günter Seidler und Wolfgang Eckart. Gießen, S. 125 – 203
- Weilnböck, Harald (2005b), Psychotrauma, Narration in the Media, and the Literary Public – and the Difficulties of Becoming Interdisciplinary, in: Jan-Christoph Meister (Hrsg.), Narratology Beyond Literary Criticism (Narratologia 6), Berlin, S. 239 – 264
- Weilnböck, Harald (2004a), Zeitgenössische Großstadtdarstellungen als Inszenierung von transgenerational vermittelter Weltkriegs-Traumatik. Zu Texten und Filmen von Judith Hermann, Wim Wenders und Haruki Murakami, in: Stadt und Trauma. City and Trauma, Hrsg. v. Bettina Fraisl und Monika Stromberger, Würzburg, S. 229 – 256
- Weilnböck, Harald (2004b), »[...] dazu passend: Rotwein mit Eierkognak zur Hälfte in einem bauchigen Glas«. Borderline literarische Interaktion und Gewalt am Beispiel von Ernst Jüngers Kriegsschriften, in: Ernst Jünger: Politik – Mythos – Kunst, Hrsg. von Lutz Hagedstedt. München, S. 431 – 445
- Weilnböck, Harald (2003), Claude Lanzmanns ›Shoah‹ und James Molls ›Die letzten Tage‹. Psychotraumatologische Analysen von Bearbeitungen der Shoah im Film, in: Walter Schmitz (Hrsg.), Erinnerter Shoah. Die Literatur der Überlebenden, Dresden, S. 444 – 494
- Weilnböck, Harald (2002), Die verklarte Melancholie der (post-)modernen Intellektualität. Ein Votum für Beziehungs-/Gruppenanalyse und Psychotraumatologie in den Geisteswissenschaften, in: Psychosozial 25, S. 123 – 139
- Weilnböck, Harald (2001), Psychotraumatologie. Über ein neues Paradigma für Psychotherapie und Kulturwissenschaften, verfügbar über: [www.literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de), [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=4264](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=4264)
- Weinberg, Manfred (1999), Trauma – Geschichte, Gespenst, Literatur – und Gedächtnis, in: Elisabeth Bronfen, Birgit R. Erdle & Sigrid Weigel (Hrsg.), Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster, Köln, S. 173 – 206
- Welzer, Harald, Sabine Moller & Karoline Tschugnall (2002), »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a/M.
- Wütka, Bernd & Peter Riedesser (2000). Ernst Jünger: Heroisierung und Traumasucht, in: Wolfram Mauser & Carl Pietzcker (Hrsg.), Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 19, Würzburg, S. 11 – 26